1,60 DM / Band 210
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Drei Leichen im Garten

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Drei Leichen im Garten

John Sinclair Nr. 210

von Jason Dark

erschienen am 13.07.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Drei Leichen im Garten

Als die Wand des Kellers aufgestemmt wurde, brach das Verhängnis über die drei Menschen herein. Ein unheimliches Heulen und Pfeifen schwangen durch den Keller. Sturm kam auf, und aus der aufgebrochenen Wand drangen zwei gierige Mörderklauen. Die Frau erwischte es zuerst. Ihr Mann hörte noch die Todesschreie, dann war er an der Reihe. Durch das Aufbrechen der Wand hatte er längst Vergessenes geweckt und dafür mit seinem Leben bezahlt…

Also nichts gegen die Eisenbahn, aber es war schon ein Kreuz mit ihr.

Suko und ich hatten in der verflossenen Nacht kaum geschlafen - wer kann das schon bei diesem Rütteln? Und kurz vor London ging es nicht mehr weiter.

Schluß Ende.

Der Zug bremste und hielt auf offener Strecke, und beide erwachten wir von dem asynchronen Rütteln, denn es war uns tatsächlich gelungen, eine halbe Stunde zuvor die Augen zu schließen, wobei wir die Gesichter mit unseren Mänteln abgedeckt hatten.

Stotterbremse, kreischende Räder, Funkensprühen, Reisende die erschreckt und mit noch schlaftrunkenen Gesichtern aufsprangen, danach der Stillstand.

Ein Vertreter, der mit uns das Abteil belegte, fragte: »Hier ist doch kein Bahnhof - oder?«

Ich drehte mich zu ihm um. »Sehen Sie einen?«

»Nein.«

»Na bitte.«

Suko stand schon am Fenster. Unser Waggon gehörte noch zu denen, bei denen sich die Fenster öffnen ließen. An zwei Griffen zog der Chinese es nach unten.

Frühmorgendliche, kalte Luft strömte in das Abteil und quirlte den Mief durcheinander. Wir atmeten erst einmal richtig durch, wobei Suko es am besten hatte, denn er streckte seinen Kopf durch das Fenster und schaute nach rechts und links.

»Was siehst du?« fragte ich.

»Nichts.«

»Wie schön.«

»Ehrlich, John. Wir stehen mitten auf der Strecke. Weit und breit kein Haus, nur rechts ein paar Lichter.«

Plötzlich quiekte der Vertreter. »Rechts die Lichter. Ha, das muß Hampstead sein. Dann sind wir ja nicht weit von London weg. Ausgezeichnet, nur gut, daß uns das Malheur nicht weiter oben im Norden passiert ist, in den Bergen meine ich.«

»Welches Malheur?« wollte ich wissen.

»Der Aufenthalt auf freier Strecke. Wer wie ich viel mit der Bahn fährt, kennt das. Vor allen Dingen, wenn es stark geregnet hat, da sind oft die Gleise unterschwemmt. Kein Grund zur Aufregung.«

»Und wie geht es weiter?«

»Zu Fuß. Wenn Sie Glück haben, dann wissen schon die Taxifahrer, was passiert ist, und Sie bekommen einen Wagen. Ich kenne mich da ein bißchen aus…«

»Ja, ja, Sie fahren die Strecke öfter.«

»Genau, Sir.« Der Vertreter griff nach seinem Fischgrätmantel und streifte ihn über. Dabei war ihm sein Kugelbauch im Wege. Er bekam

den Mantel kaum zu.

Suko stand noch immer am Fenster. »Von den unterspülten Gleisen sehe ich nichts«, meldete er, »wird wohl weiter vorn sein.«

»Sehr richtig«, gab der Vertreter seinen Senf dazu. »Das ist auch weiter vorn, dort hat die Strecke nämlich ein kleines Gefälle.«

Die Abteilungstür wurde aufgeschoben. Ein Schaffner erschien. Er hatte von Natur aus traurige Augen und blickte jetzt noch trauriger, wobei sein Seehundbart zitterte.

»Es tut mir leid, Gentlemen, aber für Sie ist die Reise hier leider beendet.«

»Hat das einen Grund?«

Der Schaffner schaute mich an. »Natürlich, Sir. Wir hatten in dieser Gegend starken Regen, und der Bahnkörper ist unterspült worden, da kann man nichts machen. Daß wir hier halten, geschieht nur zu Ihrer eigenen Sicherheit.«

»Danke.«

»Wie geht es denn weiter?« fragte der Vertreter. »Sollen wir wieder zu Fuß los?«

»Leider, Sir.«

»Immer das gleiche, weine ich hier im Frühjahr herfahre. Kann man das denn nicht ändern?«

Der Schaffner hatte Humor. »Ich bin kein Wettergott, Sir. Da Sie den Weg schon kennen, können Sie ihn den beiden Gentlemen ja zeigen, falls es Ihnen nichts ausmacht?«

Der Vertreter schluckte, und sein Kopf ruckte herum wie der einer Gliederpuppe. »Ja denn…«

Begeistert schien er nicht zu sein. Ich verspürte auch keine Lust auf seine Begleitung und nickte dein Schaffner grüßend zu, als er unser Abteil verließ.

Wir hörten das Schlagen von Türen. Ein Zeichen, daß die ersten Fahrgäste den Zug bereits verließen.

Auch für uns wurde es Zeit. Der Vertreter mit dem Kugelbauch stülpte seinen Wildlederhut auf den Kopf und verschwand im Gang. Das Ganze sah mir nach Flucht aus.

Suko stand noch immer am Fenster.

»He«, rief ich meinem Partner zu. »Willst du nicht kommen? So schön ist es hier auch nicht.«

»Verdammt«, sagte der Chinese nur. »Was ist denn?« Ich trat neugierig näher.

Suko hob die Hand und deutete nach draußen. »Da vorn, John, da ist ein Skelett…«

***

Ich glaubte erst einmal nichts und fragte Suko, ob er noch alle Tassen

im Schrank hätte.

Pikiert trat mein Freund zur Seite. »Sieh selbst. Schräg nach rechts mußt du schauen. Das ist ein Skelett, es leuchtet und bewegt sich.«

Ich verrenkte mir fast den Hals. Mein Blick glitt über eine dunkle Fläche.

Ob Wiese oder Acker, das konnte ich wegen der Dunkelheit nicht genau erkennen, aber Suko hatte nicht gelogen. In der Ferne hob sich tatsächlich etwas Helles, Leuchtendes von dem dunklen Untergrund ab.

Ein Skelett!

Leider sind meine Augen nicht so gut wie die von Suko, doch unter dieser leuchtenden Erscheinung konnte ich mir sehr wohl einen Knöchernen vorstellen.

»Was sagst du nun?« Sukos Stimme klang triumphierend.

»Das schaue ich mir an«, erwiderte ich und machte es kurz und schmerzlos. Bevor mein chinesischer Freund und Kollege protestieren konnte, war ich mit einem Fuß schon auf die Ablage gestiegen und kletterte aus dein Fenster.

»He, John, du bist verrückt…«

Es kümmerte mich nicht, was Suko hinter mir herrief. Zudem traf er keine Anstalten, mich festzuhalten, so gab ich mir Schwung und sprang aus dem Fenster.

Weich landete ich.

Ackerboden. Schlammig, mit Pfützen überladen. Wieder einmal beschmutzte ich mir die Hosenbeine, wie in der letzten Nacht in Schottland, als wir einen Ahnherrn von mir jagten, der sich als Dämon entpuppt hatte.[1]

Ich hatte den Anzug trocknen lassen und den Dreck abgebürstet. Jetzt begann das Spiel von vorn.

Die Richtung hatte ich mir gemerkt, und so lief ich quer über den Acker und entfernte mich immer weiter von dem Zug. Immer wieder versank ich bis zu den Knöcheln im Schlamm.

Der Wind pfiff mir ins Gesicht und trieb die Schöße meines Jacketts hoch. Die Lauferei tat gut nach dem langen Sitzen, nur die Unterlage gefiel mir nicht, aber sie wechselte. Aus dem Schlammacker wurde eine Wiese oder Weide. Bedeckt mit großen Pfützen, die man auch als wahre Rutschfallen bezeichnen konnte.

Es sah etwas grotesk aus, wie ich mit weiten Sprüngen über die Wiese hetzte. Innerlich schalt ich mich einen Narren. Vielleicht hatten Suko und ich überhaupt kein Skelett gesehen und waren einer Täuschung erlegen, doch wer in so einem Job tätig ist wie wir, der ging jeder Spur nach, auch wenn sie hinterher ins Leere mündete.

Da sah ich es wieder.

Und jetzt deutlicher, denn ich hatte etwa die Hälfte der Distanz

hinter mich gebracht.

Vor mir befand sich wirklich ein Skelett. Ich lief langsamer, nicht weil ich erschöpft war, aber ich wollte sehen, ob sich das Skelett bewegte.

In der Tat geschah dies. Es hob sogar den rechten Arm und winkte mir zu.

Da wurde doch der Hund in der Pfanne verrückt. Der Knochenmann wollte mich wohl auf den Arm nehmen. Da hatte er falsch gewettet. Ich war immer schneller.

Dachte ich.

Plötzlich mußte ich feststellen, daß das Skelett verschwunden war. Nicht ein Knochen war von ihm zu sehen. Es hatte mich im wahrsten Sinne des Wortes geleimt.

Ich blieb keuchend stehen. Vor mir sah ich einen Zaun. Die Lichter waren jetzt besser zu erkennen. Weiter vor mir lag also Hampstead, der kleine, gemütliche Ort vor London, mehr ein Dorf, das eingemeindet worden war.

Wo konnte der Knöcherne stecken?

Ich ging ein paar Schritte zur Seite und entdeckte einen Graben, der das Gelände durchschnitt. Entweder war ich an seinem Anfang oder an seinem Ende angelangt, denn aus dem Graben schaute eine Tonröhre, die ein paar Yards weiter unter der Erde verschwand.

Ich runzelte die Stirn. Der Verdacht, daß der Knöcherne durch die Röhre verschwunden sein könnte, kam automatisch. Deshalb bückte ich mich und sah nach.

Mein Blick fiel in einen dunklen, unheimlich wirkenden Tunnel, eine düstere Röhre, die sich irgendwo unter der Erde verlor. Als ich mit der Bleistiftlampe hineinleuchtete, traf der fingerdicke Strahl auf kein Hindernis. Er wurde von der Schwärze aufgesaugt.

Skelett ade!

Es war allerdings eins gewesen, das hatte ich genau gesehen. Falls es sich nicht in Luft aufgelöst hatte, dann konnte es nur durch die Röhre verschwunden sein.

Stellte sich die Frage, ob das Ganze nur ein Scherz gewesen war oder Ernst. Ein Scherz war nämlich nicht von der Hand zu weisen, es gab genügend Läden, in denen man Skelette und Monsterköpfe sowie die unheimlichsten Dinge kaufen konnte.

Aber keine Skelette, die sich von selbst oder ferngesteuert bewegten. Ich jedenfalls hatte davon noch nichts gehört.

Es hätte keinen Sinn, noch länger in die Röhre hineinzuleuchten. Also quälte ich mich wieder in die Senkrechte und bog den Rücken durch.

Dann rannte ich über den Acker und die Wiese.

Weiter vorn sah ich über dem Boden eine Lichterkette in der Luft

schweben. Das war der haltende Zug. Die Fenster wirkten wie viereckige Augen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als den gleichen Weg wieder zurückzugehen. Diesmal jedoch langsamer. Da der Zug stand, sich in seiner Nähe dennoch Lichter bewegten, mußten sie von fahrenden Autos stammen, denn eine Straße gab es dort auch. Hoffentlich bekamen wir ein Taxi, auf einen langen Fußmarsch war ich nicht scharf.

Wieder mußte ich über den weichen Acker. Es ist ein widerliches Gefühl, wenn man bei jedem Schritt tief einsackt, und ich unterdrückte nur mühsam einen Fluch.

»John!« Ich erkannte Suko an der Stimme. Ihn selbst sah ich nicht.

Wahrscheinlich hielt er sich noch im Zug auf.

Ich hob meinen. Arm und winkte. Der Chinese sollte sehen, daß alles in Ordnung war.

Minuten später standen wir beisammen. Ich wunderte mich, daß sich keine Fahrgäste mehr im Zug aufhielten. Als ich Suko danach fragte, meinte er: »Da waren auf einmal die Taxifahrer und haben die Leute mitgenommen. Ich glaube, die haben mit der Bahn einen Vertrag abgeschlossen, so schnell wie die hier waren…«

»Und unser Vertreter?«

Suko deutete mit dem Daumen über die Gleise hinweg, wo unterhalb der Böschung die Straße herführte. Der Vertreter stand dort. In der rechten Hand sein Köfferchen, die linke halb erhoben, um einen Wagen heranzuwinken. Leider kam kein Taxi mehr.

Von der Lok her hörten wir Stimmen. Die Eisenbahner diskutierten erregt miteinander. Was sie sich erzählten, war nicht zu verstehen, es interessierte uns auch nicht.

»Dann werden wir wohl oder übel einen kleinen Marsch machen müssen«, sagte Suko und rutschte die schräge Böschung hinab. Er fing sich allerdings, drehte den Kopf und meinte grinsend: »Nach dem Skelett brauche ich wohl gar nicht erst zu fragen, wie?«

»Nein.«

»War es schneller als du?«

Ich hob die Schultern. »Es kannte sich nur hier in der Gegend besser aus.«

»Aha, ein Einheimischer.«

»So ist es.«

Damit war das Thema Skelett für uns erledigt, denn auch ich war inzwischen bereit, an einen Scherz zu glauben. Als wir auf der Straße standen, drehte der Vertreter den Kopf. Er hatte ein rundes Gesicht mit kleinen Schweinsäuglein, rosigen Wangen und wirkte immer ein wenig hektisch. Unter seiner Nase wuchs ein kleines Bärtchen.

»Nun reisen wir doch zusammen«, sagte ich und nickte ihm zu.

»Ha, ja, sieht so aus.« Er schob seinen Hut zurecht. »Hoffentlich kommt ein Wagen. Ich habe heute auch wirklich Pech. Keine Geschäfte, nichts.«

»Sie haben doch uns getroffen«, versuchte ich witzig zu sein.

»Das kommt zu meinem Pech noch hinzu.«

»Seien Sie Optimist. Wir werden sicherlich noch einen Wagen finden.«

»Klar, aber erst in Hampstead.«

»Der Fußmarsch macht auch nichts mehr«, sagte ich und deutete auf unsere drei kleinen Koffer. »Wir haben auch Gepäck, wie Sie.«

»Ja, aber mein Koffer ist schwerer.«

»Schleppen Sie darin Ihre Muster mit?«

»Was sonst?«

»Und was ist das?« fragte Suko.

»Metallwaren!«

Beide mußten wir ein Lachen unterdrücken. Daß er kein Vertreter für Damenunterwäsche war, hatten wir ihm angesehen, aber Metallwaren, da bekam er wirklich lange Arme.

Er mußte wohl unser Grinsen gesehen haben, denn er wandte sich demonstrativ ab und ging ein paar Schritte zur Seite. Dabei hob er den Koffer hoch und knirschte.

»Da kommt wohl kein Taxi mehr«, sagte Suko, wobei er seinen Kopf nach rechts und links bewegte.

Der Chinese schien recht zu behalten. Es sah wirklich trübe aus. Kein Scheinwerferpaar, das aufleuchtete, nur der Zug stand auf den Gleisen.

Einer vom Personal nahm uns noch auf den Arm. »Sie können so lange hier warten, bis der Bahndamm wieder in Ordnung ist. Wir nehmen Sie gern wieder mit.«

»Ich dreh' dir den Hals zum Korkenzieher«, rief ich zurück.

Der Mann lachte und verschwand zwischen den Wagen.

»Auf denn«, sagte Suko und drehte schon ab.

Da meldete sich wieder der Vertreter. Er war aufgeregt und rief: »Ein Wagen, da hinten!« Er deutete nach links, weg von Hampstead. »Der kommt und nimmt uns mit.«

In weiten Kurven stieß die Straße in das flache Land hinein. Mal sahen wir die Scheinwerfer, dann waren sie wieder verschwunden. Schließlich wurden sie heller, und unser Vertreter, der ähnliche Dinge wohl kannte, sprang auf die Straßenmitte, wo er mit beiden Händen winkte.

Der Fahrer schaltete das Fernlicht ein. Zwei gleißende Lichtteppiche hüllten den Mann ein, der geblendet die Augen schloß, allerdings weiterhin winkte.

Der Fahrer machte keinerlei Anstalten zu bremsen, ich hatte Angst um den Mann. Eine Hupe erklang röhrend, doch der Vertreter blieb

stehen, als hätte er Leim unter den Sohlen.
Bremsen!
Klar, daß der Fahrer es nicht riskierte, den Mann zu überfahren. Die Reifen griffen trotz der feuchten Fahrbahn gut, und ich erkannte auch das Modell des Autos.
Es war ein Bentley. Nur nicht silbergrau wie meiner, sondern dunkelblau.
Allerdings kein Taxi. Da nur der Fahrer im Wagen saß, hofften wir, daß er uns mitnahm. Die Scheibe an der Fahrerseite surrte nach unten.
Unser Vertreter war schon da und sprach auf den Mann ein. Er deutete auf den Zug, dann auf uns und erklärte, was geschehen war.
»Sie können mitkommen!«
Der Mann hinter dem Lenkrad hatte eine dunkle Stimme, die leicht kratzte.
»Danke, Sir, danke. Wirklich hur bis Hampstead. Von da kommen wir schon weiter.«
»Ich fahre auch nicht bis London.«
Wir öffneten die Türen. Suko und ich nahmen im Fond Platz, während der Vertreter sich auf den Beifahrersitz hockte, den Wagenschlag zuzog und zufrieden durchatmete. »Sie glauben gar nicht, welch einen großen Gefallen Sie uns damit tun, Sir. Außerdem brauchen Sie dies nicht umsonst.«
»Schon gut, Mister.«
Wir hatten bisher nichts gesagt, was den Fahrer wohl wunderte, denn er drehte sich um und schaute uns an.
Das war schon ein Kerl. Ungemein kräftig und breit in den Schultern. Er hatte einen Stiernacken, sehr große Ohren, und das schwarze dünne Haar lag zu Locken geringelt auf seinem breiten Schädel. Sein Gesicht konnte kleinen Kindern Angst machen. Es war breit, und die Haut wirkte großporig. Seine Hände glichen kleinen Schaufeln. Am linken Ohrläppchen trug er einen goldenen Ring. Mit so einem wollte ich keinen Streit bekommen.
»Wollen Sie auch nach London?« fragte er uns.
»Ja.«
»Manchmal ist der Regen schlimm, dann spült das Wasser fast die Gleise weg.«
»Wohnen Sie in Hampstead?« fragte ich.
»Sicher. Ich arbeite für Lady Clarence.«
»Aha«, gab ich zurück, obwohl ich mit dem Namen wirklich nichts anfangen konnte.
Der Fahrer wollte auch keine näheren Erklärungen geben, sondern startete.
Sanft fuhr der Bentley an. Ich genoß es, wieder in einem solchen Fahrzeug zu sitzen. Schließlich fuhr ich selbst ein Auto dieser Marke.

Es war zwar älter als dieses Fahrzeug hier, doch ich hatte mich zu sehr an den Silbergrauen gewöhnt, daß ein neuer Wagen nicht in Frage kam.

Zudem fehlte mir das Kleingeld.

Wir rollten an dem wartenden Zug vorbei. Die breiten Reifen schmatzten über den Asphalt. Sekunden später waren die Lichter des Zugs verschwunden, und wir sahen vor uns nur die hellen Lanzen der Scheinwerfer, die über die Straße glitten.

Der Vertreter redete ununterbrochen. Er konnte sich überhaupt nicht mehr beruhigen und sprach davon, wie toll er es doch fand, daß der Mann gehalten hatte.

»Ja, ja, schon gut«, brummte dieser.

Zum erstenmal stellte auch ich eine Frage. »Wie weit ist es noch bis Hampstead?«

»Fünf Meilen ungefähr.«

Das war weiter, als wir gedacht hatten.

»Hoffentlich ist die Straße nicht unterspült«, sagte der Mann. »Hin und wieder hat man Pech.«

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand!« rief der Vertreter.

Der Fahrer lachte. »Teufel ist gut«, erwiderte er…

Wir fuhren in eine Kurve. Zwar sahen wir vor uns einige Lichter in der Dunkelheit, jedoch war es schwer, Entfernungen zu schätzen. Da hatte man hin und wieder das Gefühl, als würde das helle Ziel überhaupt nicht näher rücken.

Der Wagen schwebte dahin. Es war ein wirklich komfortables Fahren, und es tat uns richtig gut. Bis wir plötzlich brutal aus unserer Ruhe gerissen wurden.

Das Verhängnis kam von rechts, wo einige hohe Bäume standen. Etwas löste sich aus der Deckung eines Stammes und lief auf die Straße, wo es einfach stehenblieb.

»Shit!« fluchte der Fahrer und trat auf die Bremse.

Wir hatten uns nicht angeschnallt und wurden nach vorn katapultiert.

Dabei hörten wir noch den Aufschlag gegen den Kotflügel, und dann war der Unheimliche nicht mehr zu sehen. Ich sage bewußt der Unheimliche, denn vor uns auf der Straße hatte das Skelett gestanden.

Der Wagen stoppte.

»Ein Skelett!« schrie der Vertreter, »ein Skelett…«

»Warten Sie hier!« rief ich und stieß im gleichen Augenblick wie Suko die Fondtür an meiner Seite auf.

Diesmal sahen wir es beide, und es rannte wieder quer über das Feld.

Mit schwingenden Armen und irgendwie leichtfüßig.

Jetzt wollten wir es packen!

***

Der Vertreter war blaß geworden. Er zitterte wie Espenlaub, wischte über seine Augen und schaute dem Skelett nach, das wegrannte und von den beiden anderen Fahrgästen verfolgt wurde.

»Das ist ja Teufelsspuk!« flüsterte der Mann und zitterte noch stärker.

Der Fahrer drehte sich langsam um. Er grinste breit. Ein Lichtreflex verlor sich auf seinem Ohrring und ließ ihn funkeln. »Gefällt es Ihnen nicht, Mister?«

»Wie…wie können Sie so etwas fragen? Solche Scherze liebe ich nicht.«

»Wenn es nun kein Scherz ist?«

»Wie meinen Sie das?«

»Vielleicht ist das Skelett echt?«

Der Vertreter holte tief Luft. »Sie machen Witze.«

»Warum sollte ich? Sehe ich so aus?«

»Eigentlich nicht.«

»Da sehen Sie.«

»Trotzdem, ich kann es nicht fassen. Es gibt keine echten Skelette. Wenigstens nicht solche.«

»Da bin ich anderer Meinung.«

»Dann fahren Sie doch.«

»Wollen Sie nicht auf Ihre beiden Freunde warten?«

»Es sind nicht meine Freunde. Wenn Sie hinter dem Knochenmann her sind, sind Sie selbst schuld. Ich will weg.«

»Sie können ja zu Fuß gehen.«

Da schwieg der Vertreter, zuckte aber hoch, als er sah, wie der Fahrer den Wagenschlag aufstieß. »Wo wollen Sie denn jetzt hin?«

»Ich muß mal. Ist doch nicht verboten oder?«

»Nein, nein.«

Der Fahrer wuchtete die Tür wieder zu, und der andere blieb allein im Wagen zurück. Er verfolgte gebannt, wie der Vierschrötige hinter einem Baum verschwand.

Die Angst des Vertreters steigerte sich noch. Er fühlte sich auf einmal wie in einem Gefängnis hockend. Dieser Wagen war eine verdammte Falle. Er drehte sich, warf einen Blick nach hinten und sah durch die Heckscheibe die dunkle Straße. Auch rechts und links des Bentley war es finster, von den beiden Verfolgern des Skeletts war ebenfalls nichts mehr zu sehen.

Der Vertreter hatte seinen Koffer zwischen den Beinen stehen. Die Hände umklammerten den Griff. Wie kleine Bergspitzen stachen die Knöchel hervor. Sein Blick glitt zu den Bäumen hin, wo der Fahrer verschwunden war. Warum kam er denn nicht? Der stand dahinter und verrichtete sein Geschäft. Oder hatte er ihn bewußt allein gelassen?

Damit vielleicht das Skelett kam?

Als der Vertreter daran dachte, begann er wieder zu zittern. Sein Herzschlag raste. Schweiß bedeckte seine Stirn, und der Wagen kam ihm wie eine Falle vor.

Eng und tödlich…

Nein, er mußte raus. Hier konnte er es nicht aushalten. Daß er dabei genau das Falsche tat, konnte er nicht ahnen, denn das Verhängnis lauerte bereits.

Es war eine Gestalt, die sich lautlos herangeschoben hatte. Sie befand sich bereits am rechten Kotflügel des Bentley. Kein Skelett, sondern ein Wesen, das an sich ziemlich dürr war und bei dem nur die Hände auffielen, die in einem unnatürlichen Verhältnis zur Körpergröße standen. Aus den Gelenken wuchsen große Pranken mit dicken Fingern, auf deren Oberseite dunkle Härchen zitterten, die erst kurz vor den großen, aber stumpfen Fingernägeln aufhörten. Der dürre Körper schien nur aus Haut und Knochen zu bestehen, und der Kopf saß auf einem dünnen Hals, wobei der Betrachter jeden Augenblick das Gefühl haben konnte, er würde vom Rumpf kippen.

Als der Wagenschlag aufgedrückt wurde, bewegte sich die dünne Haut in dem Gesicht. Ein Spalt entstand im unteren Teil des Kopfes.

Allerdings ein Spalt ohne Lippen, dafür mit scharfen Zähnen versehen, die an spitze Feilen erinnerten. Die Haut des Wesens war braun.

Der Vertreter verließ den Bentley. Er zog seinen Kopf ein, ließ den Wagenschlag offen und ging einen zögernden Schritt auf den Straßenrand zu.

»He, Mister«, zischte er durch die Zähne und meinte damit den Fahrer, der zwischen den Bäumen verschwunden war. »Was ist los? Kommen Sie zurück, bitte…«

Er bekam keine Antwort.

Der Mann schluckte. Er drehte sich um und wünschte, daß er die beiden Mitfahrer sah, damit er von ihnen Unterstützung bekam, doch von den zweien war nichts zu sehen, zu stark lag die Dunkelheit über dem Land.

Der Vertreter empfand sie plötzlich als unheimlich. So etwas war ihm nie vorgekommen, und dieses Gefühl steigerte seine Angst.

Er sah allerdings nicht, wie das Wesen aus der Deckung der offenstehenden Tür langsam kam und die Finger seiner rechten Hand öffnete. Ein Stein lag auf der Fläche.

Dunkel und kantig. Mit einer breiten Spitze. Wieder verzerrte ein teuflisches Lächeln das Gesicht des Wesens, als es sich so lautlos wie möglich an der Tür vorbeischob, um in den Rücken des Vertreters zu gelangen.

Der merkte nichts.

Er stand da und schaute nach vorn.

Einmal glaubte er, die schattenhafte Gestalt des Fahrers zwischen den Bäumen zu sehen, was allerdings auch eine Täuschung sein konnte, trotzdem rief er: »Mister, kommen Sie. Es ist…« Seine Stimme brach ab.

Mit einer hilflosen Bewegung hob er die Schultern und wandte sich um.

Da sah er das Grauen!

Hinter ihm hatte sich der Unheimliche aufgerichtet. Der rechte Arm war erhoben, in der Klaue lag der schwere Stein, und es gab keinen Zweifel, was der andere vorhatte.

Der Vertreter kam nicht dazu, einen Schrei auszustoßen, alles ging viel zu schnell.

Der Arm raste nach unten. Er hatte genau die richtige Distanz, um zu treffen.

Ein dumpfes Geräusch entstand. Der Vertreter zuckte zusammen.

Plötzlich war sein Gesicht voller Blut. Er kippte nach hinten, versuchte sich noch am Türrahmen festzuhalten, doch seine Hand griff ins Leere.

Schwer fiel er gegen den Kotflügel und mußte wie durch einen Nebelschleier mit ansehen, daß der andere nicht aufgegeben hatte, sondern auf ihn zukam und noch einmal zuschlug.

Der Stein traf genau.

Es war ein Hieb, den wohl kein Mensch überstanden hätte. Auch der Vertreter nicht. Der Stein wirkte wie ein Messer und tötete den Mann auf der Stelle.

Neben dem rechten Vorderrad fiel er schwer zu Boden und blieb regungslos auf dem Bauch liegen.

Sein Mörder stieß ein pfeifendes Geräusch aus und schaute auf die Leiche, bevor er den Stein zur Seite schleuderte, an dem das Blut des Mannes klebte.

Dann bückte er sich, wobei er sein Maul öffnete und in seine farblosen Augen ein harter Glanz trat.

Er hatte etwas Scheußliches vor, doch man ließ ihn nicht dazu kommen, denn mitten in der Bewegung erstarrte er, als der Schatten eines Mannes ihn traf.

Der Fahrer kam zurück.

Das Grinsen spaltete seine Lippen, verflog aber sehr schnell, als er einen Lichtpunkt auf dem Feld sah.

»Laß ihn!« zischte der Fahrer, bückte sich, stieß den Mörder zur Seite, packte die Leiche und warf sie in den nahen Graben. Dann stieg er hastig ein und rief noch über die Schulter zurück: »Geh nach Hause. Los, verschwinde!« Er selbst schlug die Wagentür zu und startete mit durchdrehenden Reifen.

Der unheimliche Mörder aber verschwand in der Dunkelheit…

***

Auch Suko mußte über einen Acker. Vorhin hatte er über mich gelästert, jetzt konnte ich lachen, denn wir beide sanken bei jedem Schritt bis über die Knöchel ein.

Wir blieben dem Skelett auf den Fersen. Es war einfach, weil es leuchtete und uns deshalb genau den Weg wies.

Allerdings lief es auf einen kleinen Wald zu, dessen Bäume sich als kompakte, dunkle Masse vom Boden her abhoben. Das gefiel uns nicht, weil so ein Wald zahlreiche Versteckmöglichkeiten bot, deshalb beschleunigten wir unser Tempo.

Auch das Skelett lief schneller. Obwohl es sich nicht umgedreht hatte, mußte es instinktiv gespürt haben, daß wir alles auf eine Karte setzen wollten, und es rannte uns weg.

Wir konnten das Tempo plötzlich nicht mehr mithalten. So etwas hatte ich auch noch nicht erlebt, ein Skelett, das schneller rannte als ein Mensch.

»Sollen wir schießen?« fragte Suko schweratmend und fingerte nach seiner Beretta.

Ich war dagegen. Das Skelett hatte uns nichts getan. Wenn sich hinter seiner Existenz ein Geheimnis verbarg, dann wollten wir es herausfinden. Und ein zerstörtes Knochenwesen konnte uns nicht weiterbringen.

Es verschwand im Wald. Damit hatten wir gerechnet und gingen entsprechend vor.

Wir teilten uns.

Suko verschwand nach rechts, ich zur anderen Seite hin. Wenige Schritte später spürte ich schon, wie Unterholz brach, das von meinen Füßen geknickt wurde.

Fichtenzweige strichen durch mein Gesicht und über die Haare. An den Bäumen hingen noch die Tropfen vom letzten Regen. Aus dem weichen Boden wuchsen Baumwurzeln, die wegen ihrer glitschigen Oberfläche sehr rutschig waren.

Keine Spur von dem Skelett.

Dafür hörte ich Sukos Stimme. »John, komm mal her.« Damit ich mich besser orientieren konnte, hatte der Chinese die Bleistiftleuchte eingeschaltet, und der dünne Strahl wies mir den Weg.

Geduckt näherte ich mich meinem Partner, der auf einer kleinen Lichtung stehengeblieben war, an die eine Mulde grenzte. Der Chinese leuchtete in die Mulde hinein. Sie wurde an der linken Seite schmaler und lief dort als Graben weiter. Rechts jedoch war es wesentlich interessanter. Da sahen wir eine Öffnung, eine Höhle in der Muldenwand. Sie bildete das Ende eines Rohres.

Das gleiche wie vorhin auf dem Feld.

»Da könnte das Skelett reingekrochen sein«, vermutete mein Freund

und Kollege.
»Es könnte nicht nur, es ist sogar«, gab ich zurück.
»Was macht dich so sicher?«
Jetzt erst berichtete ich ihm genau, wie ich das Skelett beim erstenmal aus den Augen verloren hatte.
»Verdammt«, flüsterte Suko, »dann hat der Knochenmann seinen Schlupfwinkel in einem unterirdischen Röhrensystem.«
»Darauf deutet alles hin.«
»Und?«
Ich zog ein schiefes Gesicht. »Es gibt nur eine Chance. Ich muß ihm nach.«
»Was?« Suko riß erstaunt die Augen auf. »Du willst tatsächlich in die Röhre hinein?«
»Ja, gern mache ich es auch nicht, aber ich bin schmaler als du.«
Während dieser Worte war ich bereits den Muldenhang hinuntergerutscht, bückte mich und schaute mir die Öffnung an.
Sie war groß genug, um mich aufnehmen zu können. Das Kreuz, die Beretta und auch den Dolch trug ich bei mir. Eigentlich konnte nicht viel schiefgehen, es sei denn, ich blieb irgendwo stecken.
»Soll ich auf dich warten?« fragte Suko.
»Nein, wer weiß denn, wo ich rauskomme. Vielleicht in London oder an einer Stelle, wo du gar nicht mit mir rechnest. Lauf wieder zurück, aber warte in Hampstead!«
»Und wo genau?«
»Wenn alle Stricke reißen, an der Polizeistation.«
Suko war einverstanden. Seinem Gesicht jedoch sah ich an, daß er mich nicht gern allein ließ. Was sollte es? Ungewöhnliche Vorgänge erfordern eben außergewöhnliche Maßnahmen: Wie in diesem Falle.
Ich machte mich so klein wie möglich und schob mich in die Röhre hinein…

***

Suko wartete noch, bis sein Freund John Sinclair verschwunden war.
Dann hielt ihn nichts mehr in dem Wäldchen. Er kehrte um und machte sich auf den Rückweg.
Als er den Wald verließ; war er so weit von der Straße entfernt, daß er den Bentley nicht sah. Zudem war das Fahrzeug dunkel, es verschmolz mit der Straße. Auch die Scheinwerfer leuchteten nicht mehr. Warum hatte der Fahrer das Licht gelöscht? Wenn er im Dunkeln parkte, wurde er von einem anderen Fahrzeug viel zu spät gesehen.
Der Chinese war mißtrauisch. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß dort einiges nicht stimmte. Andererseits wiederum konnte der Fahrer auch die Lust verloren haben und war kurzerhand abgedampft.

Mit Schrecken dachte Suko daran, daß sich Johns und sein Gepäck noch im Bentley befand. War der Wagen wirklich abgebraust, konnten die Koffer erst einmal abgeschrieben werden. Um die zwei normalen war es nicht schlimm, allerdings war noch der Einsatzkoffer dabei. Ihn zu verlieren, konnte als großer Verlust bezeichnet werden.

Deshalb lief Suko so schnell es ging über den weichen matschigen Boden, sah schließlich die Straße besser und erkannte, daß die Fahrbahn leer war.

Kein Bentley mehr da!

Selbst Suko verlor seine Gelassenheit. Vor Wut knirschte er mit den Zähnen und stieg die letzten Yards der Böschung zur Straße hoch. Dort blieb er stehen und schaute sich um.

Mutterseelenallein befand er sich auf der Fahrbahn. Da hatte man ihn und John ganz schön geleimt. An eine Schuldfrage wagte Suko kaum zu denken, denn die Antwort hätte er nicht finden können. Eigentlich trugen sie die Schuld daran, sie hätten eben nicht die Koffer allein lassen sollen.

Koffer! Das war es.

Vielleicht hatte der Fahrer doch einen menschlichen Zug bewiesen und wenigstens das Gepäck ausgeladen. Da es nicht auf der Straße zu finden war, hatte er es möglicherweise in den nahen Graben geschleudert. Suko traute dem Knaben alles zu, und vor allen Dingen wollte er nachschauen. Deshalb bewegte er sich auf den Straßenrand zu.

Dabei schaute er zu Boden, und es fielen ihm trotz der Dunkelheit die Flecke auf dem Belag auf. Suko runzelte die Stirn, dachte zuerst an Öl und bückte sich, um die kleinen Lachen genauer zu untersuchen. Er tunkte den Finger hinein und roch daran.

Nein, das war kein Öl. Aber eine dunkle Farbe besaß es. In der Nähe brannte keine Laterne, so blieb dem Chinesen nichts anderes übrig, als mit der Lampe gegen den Finger zu leuchten.

Jetzt sah er die Flüssigkeit genauer.

Öl schimmerte nicht rot. Was an seinem Finger als dicker Tropfen hing, war Blut!

Menschenblut?

Sukos Rücken spannte sich. An einem Taschentuch wischte er sich den Finger blank, dabei überschlugen sich seine Gedanken. Blut auf der Straße! Von einem Tier stammte es sicherlich nicht. Er wollte einfach nicht daran glauben und schaute genau nach, ob er die Blutspur verfolgen konnte.

Ja, im dünnen Licht der Bleistiftleuchte sah er die Tropfen auf dem Boden. Sie bildeten eine etwas krumme Markierung, liefen jedoch nicht auf der Straße weiter, sondern verschwanden schon bald im dichten Gras, das am Rand wuchs.

Dahinter lag der Graben.
Auch in ihn leuchtete Suko.
Der Lichtfinger traf wie ein heller Speer einen bleichen Gegenstand. Es war eine Hand!
Scharf saugte der Chinese die Luft ein. Die Hand war zur Faust geformt, der dahinter beginnende Arm zweigte einen Winkel von 90 Grad ab, und als Suko ein wenig weiterleuchtete, riß der Lichtschein ein blutüberströmtes Gesicht aus dem Dunklen.
Der Inspektor erkannte den Mann.
Es war der Vertreter, und seine Kopfwunden deuteten daraufhin, daß man ihn erschlagen hatte…

***

Als ich in die Röhre hineinkroch, erinnerte ich mich wieder an einen Fall, der schon sehr lange zurücklag. Damals war ich zum erstenmal auf Ghouls getroffen, und ich hatte sie in dem unterirdischen Labyrinth eines alten Friedhofs gejagt. Dort hatten sie ihre Heimstatt gefunden und Gänge von Grab zu Grab gebuddelt. Innerhalb der Gänge war es ebenso eng gewesen wie in dieser Röhre und auch so dunkel.[2]
Auf dem Boden der Röhre stand das Wasser. Es verdeckte die Schmierund Schmutzschicht, die unterhalb des Wasserspiegels lag. Ich glitt hindurch und hatte auch den Kopf eingezogen, da die Röhre nicht sehr hoch war. Zudem auch ziemlich eng, Suko hätte kaum hindurchgepaßt.
Ich mußte mich dünn machen, um voranzukommen. Dabei hielt ich die Arme vorgestreckt, damit ich sofort ein Hindernis ertasten konnte.
Zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hatte ich die Bleistiftleuchte geklemmt. Nur ab und zu schaltete ich sie ein, denn ich wollte die Batterie schonen, um nicht in Gefahr zu laufen, hinterher in der Röhre festzustecken.
Auch hatte ich mit einem anderen Problem zu kämpfen. Je weiter ich mich von dem Ein-oder Ausgang entfernte, um so schlechter wurde die Luft. Daran war nichts zu ändern. Ich hoffte nur, daß ich irgendwann im Freien landete, denn die Strecke rückwärts zu gleiten, wäre einer mittleren Katastrophe gleichgekommen, da ich mich in der engen Röhre nicht drehen konnte.
Das Skelett war verschwunden. Ich sah es nicht. Aber ich hatte es einmal gehört. Weiter vorn entstanden dumpfe Geräusche, die schwach an meine Ohren drangen.
Das mußte der Gegner sein, und diese Annahme beflügelte meine Aktivitäten.
Ich bemühte mich um eine schnellere Gangart. Das war nicht einfach.

Wie eine Schlange wand ich mich vor. Je tiefer ich in die Röhre eindrang, um so mieser wurde die Luft und um so schlechter ging es mir auch.

Schweiß und Dreck bedeckten mein Gesicht. Manchmal stand das Wasser höher, wobei ich dann mit dem Kinn eintauchte. Da ich ein Mensch und keine Maschine bin, mußte ich hin und wieder Pausen einlegen, um zu verschnaufen. Dann schaltete ich die Lampe ein. Ihr dünner Lichtfinger leistete mir wertvolle Dienste, und plötzlich sah ich etwas am Ende des Lichtstrahls herhuschen.

Ein Tier!

Ich kroch näher und stellte fest, daß das Tier hockenblieb und nicht davonrannte.

Ich hatte eine Ratte entdeckt.

Unwillkürlich blieb ich liegen, und mein Gesicht verzerrte sich. Ratten sind nicht eben meine liebsten Freunde. Wenn sie hungrig waren und sich dabei angegriffen fühlten, machte es ihnen nichts aus, auch Menschen anzugreifen.

Hoffentlich war das Biest vor mir satt.

Wir belauerten uns. Mir kam es vor, als wollte auch das Tier seine Chancen abschätzen. Da ich ebenfalls am Boden lag und nicht stand, mußte ich der Ratte nicht sehr groß vorkommen. Vielleicht animierte sie dies, auf mich zuzulaufen, denn sie trippelte los.

Weit durfte ich sie nicht kommen lassen, denn sie würde mir mit einem Satz ins Gesicht springen, dafür kannte ich diese Biester zu genau.

Ich drehte mich ein wenig nach rechts, schob meinen Arm am Körper entlang und suchte nach dem Dolch. Diese Waffe eignete sich ausgezeichnet, die Ratte umzubringen.

Ich zog den Dolch aus der schmalen Scheide. Den Arm ließ ich in angewinkelter Haltung, um ihn blitzschnell vorstoßen zu können, wenn es darauf ankam.

Aus meiner Perspektive kam mir die Ratte unnatürlich groß vor. Wie ein gewaltiger braungrauer Klumpen bewegte sie sich lauernd auf mich zu.

Sogar das Zittern der Barthaare sah ich.

Würde sie springen?

Ja, sie wuchtete sich auf mich zu. Dabei hatte sie die Schnauze weit aufgerissen, ich sah die kleinen, nadelspitzen Zähne und hörte auch ihr Kreischen.

Etwas Bewegungsfreiheit hatte ich für meinen Arm. Schräg stach ich zu, wobei ich das Tier keinen Augenblick aus dem Blick gelassen hatte. Und die Klinge traf.

Es gelang mir, die Ratte regelrecht aufzuspießen. Der Dolch bohrte sich von der Seite her durch ihren Körper, und zwar so wuchtig, daß

die Spitze an der gegenüberliegenden Körperseite wieder hervortrat und dickes, rötliches Blut zu Boden tropfte.

Das Kreischen verstummte. Die Ratte zappelte noch, dann schleuderte ich sie mit einem Ruck von der Klinge weg. Dabei klatschte sie gegen die Wand und blieb vor mir in der engen Röhre als Kadaver liegen.

Es ärgerte mich, daß mich dieses verfluchte Biest aufgehalten hatte, so war es dem Skelett sicherlich gelungen, seinen Vorsprung weiter auszubauen.

Hören konnte ich es nicht mehr.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich weiter durch die enge Röhre zu wühlen.

Die Ratte passierte ich so, daß ich sie nicht zu berühren brauchte. Ihr Blut hatte sich mit dem in der Röhre stehenden Wasser vermischt. Meine Kleidung war sowieso hin. Da würden die Spesenknaben vom Yard wieder dumm gucken, das allerdings störte mich nicht. Wenn sie meckerten, sollten sie sich mal in den Dreck legen und gegen Dämonen kämpfen.

Mittlerweile bekam ich Platzangst. Ich glaube, das geht jedem Menschen so, der in einer engen, dunklen Röhre sich unter der Erde vorbewegt.

Daran, was alles dabei schieflaufen konnte, wagte ich überhaupt nicht zu denken. Da konnte aus welchen Gründen auch immer die Erde einbrechen, und ich steckte hier fest, um elendig zu ersticken.

Nein, diese Gedanken verscheuchte ich, dafür wand ich mich weiter vor.

Mein Rücken schmerzte, die Glieder ebenfalls, und jeder Yard wurde fast zu einer Qual. Manchmal gab ich auch nicht acht, kam mit dem Kopf zu hoch und stieß an die Oberseite der Röhre.

Plötzlich streifte etwas mein Gesicht.

Eine Ratte war es nicht, die hätte ich im Licht der Lampe längst gesehen.

Spinnweben auch nicht, blieb nur noch eine Möglichkeit.

Luft!

Jawohl, mein nasses Gesicht war von einem kühlen Luftzug gestreift worden, was nichts anderes bedeutete, daß ich fast das Ende der Röhre erreicht hatte.

Dieses Wissen beflügelte mich. Ich beeilte mich und atmete auch tiefer ein. Je weiter ich vorkroch, desto kühler wurde es, und die frischere Luft fächerte in mein Gesicht.

Daß das Wasser in der Röhre gestiegen war, störte mich nicht, auch nicht der Abfall, der sich dicht vor dem Röhrenende am Ausgang türmte.

Das war Holz und Altmetall sowie Schutt. Allerdings gut verteilt, so

daß für mich genügend Platz blieb, um aus der Röhre zu klettern.

Ich bewegte mich noch ein wenig vor und zeichnete dann mit dem Lampenstrahl einen Kreis, der die Röhrenöffnung genau nachbildete.

Da traf mich der Schock!

Ich war nicht allein, denn von außen und an der oberen Rundung der Röhre erschienen zwei gewaltige Hände.

Sie waren blutverschmiert…

***

Das Licht der Schreibtischlampe fiel auf ein helles Blatt Papier, das mit krakeliger Schrift vollgeschrieben war. Ein Brief, der es in sich hatte und der die Frau, die ihn hielt, in eine regelrechte Alarmbereitschaft versetzt hatte.

Die Frau war Sarah Goldwyn, auch Horror-Oma genannt.

Man hätte über sie viel schreiben können, über ihre außergewöhnliche Person, ihr Hobby und ihren Kettentick, denn alles an ihr paßte nicht in den normalen Rahmen.

Mit knapp 70 lebte sie ein Leben wie andere mit 40. Sie hatte drei Männer überlebt, interessierte sich für alles mögliche und hatte eine besondere Schwäche für Gruselgeschichten. Was es an Büchern auf dem Markt gab, besaß sie. Jeder Film, der gespielt wurde und sich nur annähernd mit dem Thema Horror oder Krimi beschäftigte, wurde ein Muß für die Horror-Oma. Wenn ihr einer besonders gut gefiel, kaufte sie ihn sich für ihre Video-oder Super-Acht-Filmanlage, denn den Speicher ihres Hauses hatte sie zu einem regelrechten Atelier ausbauen lassen.

Sie war wirklich außergewöhnlich, wobei es bei ihr oft nicht in der reinen Theorie steckenblieb, nein, sie wandelte auch selbst gern auf kriminalistischen Pfaden und vor allen Dingen hatte sie einen regelrechten Riecher für Krimifälle entwickelt. Daß sie dabei hin und wieder Bekanntschaft mit Dämonen gemacht hatte, paßte ihr sogar in den Kram. An die großen Gefahren dachte sie dabei nicht, und bei manchem Fall hatte sie wirklich das Glück des Tüchtigen gehabt, sonst wäre sie längst nicht mehr am Leben.

Sie wohnte in einem Haus in Mayfair, das sie allerdings schon seit über einer Woche verlassen hatte, um einen Job anzunehmen.

Den Job als Haushälterin!

Nicht, weil sie Geld brauchte, das besaß sie, denn jeder ihrer drei Männer hatte bei seinem Tod ein erkleckliches Sümmchen hinterlassen, aber sie witterte einen Fall.

Schuld daran trug der Brief, den sie zum wiederholten Male las. Darin wurde sie von einer Bekannten, die sonst niemanden mehr hatte, gebeten, sich um eine gewisse Lady Clarence zu kümmern. Die Bekannte war eine Woche lang Haushälterin bei Lady Clarence

gewesen, bevor sie durch einen Unglücksfall gestorben war. Sie hatte sich bei einem Sturz das Genick gebrochen. Allerdings hatte sie einen Tag zuvor den Brief an Lady Sarah abgeschickt.

Lady Clarence brauchte natürlich eine neue Haushälterin. Sarah Goldwyn hatte sich sofort entschlossen. Sie traf bei Lady Clarence ein, als die Tote noch nicht unter der Erde lag. Lady Sarah tat natürlich sehr überrascht, weinte auch, und als Grund für ihr Kommen gab sie an, daß sie nur eine alte Freundin besuchen wollte.

Nun war diese tot.

Wie von selbst war das Gespräch auf die neue Haushälterin gekommen, und Lady Clarence machte Sarah Goldwyn ein Angebot, das die Horror-Oma natürlich begeistert annahm. Allerdings zeigte sie ihre Begeisterung nicht zu deutlich und mußte sich praktisch dazu »überreden« lassen, den Job anzunehmen.

Eine Woche arbeitete sie bei Lady Clarence in Hampstead. Während dieser Tage hatte sie die Frau kennengelernt. Die Lady war ein exzentrisches Biest. Sie hatte Launen und malträtierte ihre beiden Angestellten, den Chauffeur und Mädchen für alles namens Serge, und natürlich auch Sarah Goldwyn.

Ein paarmal war die Horror-Oma so weit gewesen, daß sie ihrer Arbeitgeberin am liebsten die Sachen vor die Füße geworfen hätte, aber sie dachte an ihren Job und auch an das Geheimnis, das Lady Clarence umgab. Es mußte einfach ein Geheimnis geben, denn es war der Horror-Oma verboten, des nachts den Garten zu betreten. Nur tagsüber durfte sie hinein. Da war ihr aufgefallen, daß die Erde manchmal sehr zerwühlt aussah, als hätte jemand gegraben.

Was mochte dort versteckt sein? Sarah Goldwyn war natürlich neugierig.

Sie hatte sich fest vorgenommen, dem Garten in der folgenden Nacht doch einen Besuch abzustatten. Sie konnte sowieso schlecht schlafen.

Immer wieder schreckte sie hoch, blieb still im Bett liegen und lauschte den Geräuschen, die das alte Haus mit den zahlreichen Zimmern von sich gab.

Manchmal hatte sie Stimmen und das Klirren von Gläsern gehört, sich aber nie getraut, nachzuschauen.

Auch in dieser Nacht war sie zweimal erwacht. Zuerst gegen ein Uhr, dann in den Morgenstunden um fünf. Da konnte sie nicht mehr schlafen, setzte sich an den kleinen Sekretär in ihrem Zimmer und las noch einmal den Brief.

Ihre Bekannte hatte ihr in aller Hast geschrieben. Hatte sie ihren Tod schon geahnt?

Die Horror-Oma war bereits angezogen, faltete den Brief zusammen und versteckte ihn unter der Matratze. Wenn er von Lady Clarence gefunden wurde, sah es böse aus. Dann würde sicherlich Serge

zuschlagen, der Mann, der Lady Clarence ungemein ergeben war.
Vor ihm fürchtete sich Sarah Goldwyn. Er war ein düsterer Typ und trug nur seine grauen Anzüge, die ihn als Chauffeur auswiesen. Dabei hatte er regelrechte Mörderhände, die einem Menschen Angst einflößen konnten.
In Lady Sarahs Zimmer befand sich auch ein kleiner Kühlschrank. Sie öffnete ihn, holte eine Flasche mit Mineralwasser hervor und füllte ein Glas zur Hälfte. Während sie trank, ging sie zum Fenster und schaute nach draußen.
Der Garten war nicht zu sehen. Er lag hinter dem Haus. Sie konnte nur auf den kleinen Parkplatz und den Privatweg schauen, der das Haus mit der nahen Straße verband.
Soeben tauchten auf der Straße die hellen Augen eines Scheinwerferpaares auf. Lady Sarah rechnete damit, daß der Wagen vorbeifahren würde, sie täuschte sich jedoch, die Lichter schwenkten, dann rollte der dunkelblaue Bentley über den Weg und wurde bis auf den Parkplatz gefahren.
Die Tür schwang auf. Serge verließ den Wagen. Er mußte gesehen haben, daß in Lady Sarahs Zimmer Licht brannte, denn er warf einen kurzen, prüfenden Blick in die Höhe.
Dann verschwand er mit eiligen Schritten im toten Winkel an der Hauswand. Die Horror-Oma hörte, wie eine Tür schlug und Serge von Lady Clarence begrüßt wurde.
Was die beiden besprachen, konnte Sarah Goldwyn nicht verstehen. Sie leerte ihr Glas und stellte es auf den Kühlschrank. Dieses Haus war ihr irgendwie unheimlich. Wohl fühlte sie sich nicht in diesen Wänden. Es strömte eine düstere Atmosphäre aus, aber es paßte zu Lady Clarence, die auch nicht anders war.
Dann hörte sie die Glocke.
Es war ein schrilles Läuten. Lady Sarah mochte es nicht, aber es war ihr Zeichen.
Man verlangte nach ihr.
Sie löschte das Licht, öffnete die Tür, gelangte in den schmalen Flur und schlug den Weg zur Treppe ein.
Lady Clarence und Serge erwarteten sie im Wohnraum. Ein großes Zimmer, vollgestopft mit dunklen Möbeln aus der Jahrhundertwende, einem grünen Kachelofen, hohen Fenstern und viel Plüsch als Dekoration. Der Lüster an der Decke war nicht eingeschaltet, dafür zwei Stehlampen, auf deren Pergamentschirmen Staub lag, obwohl Lady Sarah erst vor einigen Stunden geputzt hatte.
Die Frau saß in einem Ohrensessel. Serge stand wie ein finsteres Denkmal neben ihr und hatte einen Arm auf die Rückenlehne gelegt.
Seine rechte Hand umklammerte einen an der Lehne befestigten Knauf.

»Sie haben mich rufen lassen?« fragte Sarah Goldwyn.
»Ja.« Lady Clarence nickte. »Serge sagte mir, daß in Ihrem Zimmer Licht brennt und sie am Fenster gestanden hatten.«
»Ich konnte nicht schlafen.«
Lady Clarence lachte meckernd. »Warum soll es Ihnen da besser gehen als mir. Aber was gab es denn da so Aufregendes zu sehen?« wollte sie wissen.
»Wo?«
»Draußen vor dem Haus!« lautete die bissige Antwort.
»Ich…ich schaue des öfteren aus dem Fenster. Es macht mir einfach Spaß.«
»Wirklich?«
»Ja, Lady Clarence.« Sarah Goldwyn hielt dem Blick dieser Frau stand, was gar nicht so leicht war.
Lady Clarence konnte man schon als eine böse Karikatur bezeichnen, so wie sie aussah.
Jünger als Sarah Goldwyn war sie. Ungefähr zehn Jahre differierte ihr Alter. Die Haare hatte sie sich nicht nur kurz und zu einem Pagenkopf schneiden, sondern auch rot färben lassen. Ein Rot, daß den Augen wehtat, grell und mit dunkleren Strähnen versehen. Einmal in der Woche ging sie zum Friseur, damit ihr der Pony gerade geschnitten wurde.
Unter ihm begann das Gesicht mit der faltenreichen Haut. Allerdings sah man von den Falten nicht sehr viel, weil immer eine dicke Schicht Schminke darüber lag. Zudem noch eine Feuchtcreme, so daß ihr Gesicht immer glänzte, als wäre jemand mit einer Speckschwarte über die Haut gefahren. Ihre Kleidung holte Lady Clarence in den teuersten Boutiquen. Da es den Verkäuferinnen dort egal war, wer die Fummel kaufte - Hauptsache, sie wurden bezahlt, sagte ihr auch niemand, daß die Kleidung für ihr Alter nichts mehr war. Die grellen, neuen Farben paßten einfach nicht, wie das Kleid, das sie jetzt trug. Es war capeartig geschnitten, als Farbe dominierte Grün, wurde jedoch von roten Querstreifen unterbrochen. Das gleiche helle Rot, das auch die Fingernägel zeigten, die den Abschluß der knochigen Klauen bildeten, denn als Hände konnte man sie kaum bezeichnen.
Als Krönung des Ganzen trug Lady Clarence noch hochhackige Schuhe, in denen sie kaum laufen konnte. Unter dem Rocksaum schauten die Beine wie Strickstöcke hervor, und ihre dünnen, aber immer grell geschminkten Lippen wirkten irgendwie verschmiert.
Die Frau war eine Erscheinung zum Weglaufen. So wie ihr Äußeres war auch ihr Inneres.
Kalt, ohne Gefühl…
Die Augen lagen unter den künstlich angemalten Brauen wie zwei kalte Perlen in den Höhlen. Menschliche Wärme hatte dieser Blick

noch nie ausgestrahlt.

Auch jetzt nicht, als sie Lady Sarah anschaute. »Sie scheinen sehr viel Zeit zu haben, daß Sie immer aus dem Fenster schauen können, meine Liebe.«

»Nicht immer, Lady Clarence, nur wenn ich nicht schlafen kann.«

Die Augen der Frau verengten sich. »Und Sie können öfter nicht schlafen?«

»In unserem Alter ist das so eine Sache…«

Lady Clarence atmete zischend ein. »Was heißt hier Alter?« keifte sie, denn Lady Sarah hatte mit ihrer Antwort einen wunden Punkt berührt.

»Sie sind wohl alt, ich nicht. Verstanden?«

»Natürlich.«

»Unverschämtheit«, regte sich die Frau auf, wobei sich ihre Hände öffneten und schlossen. »Was sagst du, Serge?«

»Ich stimme Ihnen zu, Lady.«

Klar, du Affe. Von dir hätte ich auch nichts anderes erwartet, dachte die Horror-Oma.

»Nun, da Sie schon mal unten sind und auch nicht schlafen können, bereiten Sie schon das Frühstück vor. Wir werden in einer halben Stunde essen und anschließend nach London fahren. Sie kommen mit, Sarah. Klar?«

»Sehr wohl, Mylady.«

»Dann ist es gut.« Sie räusperte sich. »Serge, deine Hand!« Der Mann streckte den Arm aus und zog die Frau aus dem Sessel. Sie hatte ein Hüftleiden, und das ärgerte sie. Zwar konnte sie allein gehen, allerdings mußte sie sich dabei immer auf einem Stock abstützen, und manch neidischer Blick traf Sarah Goldwyn, die sich ohne jegliche Hilfe bewegte. »Ich habe noch Briefe zu schreiben«, sagte sie Lady Clarence.

»Bringt mich in mein Arbeitszimmer, Serge.«

»Ja, Mylady.«

Serge öffnete die Türen. Lady Sarah schaute den beiden so lange nach, bis sie die Tür hinter sich zugezogen hatten. Dann ging sie in die Küche und widmete sich ihrer Arbeit.

Die eingebaute Küche gehörte zu dem Teuersten, was auf dem Markt zu finden war. Sie besaß ein großes Fenster, und wenn man schräg hindurchschaute, fiel der Blick auch in den Garten.

Das tat die Horror-Oma.

Verlassen lag der Garten in der grauen Dunkelheit. Grau deshalb, weil bereits die Morgendämmerung hochzog und die Schwärze allmählich vertrieb.

Gespenstisch wirkten die sorgfältig gestutzten Bäume und Büsche. Die Hecke kam ihr wie ein Schatten vor. Sie grenzte das Grundstück zum Nachbarn ab. Von den Beeten waren nicht viele zu sehen. Sie

lagen im hinteren Teil des Gartens. Wer allerdings in dem geräumigen Wohnraum mit dem großen Fenster saß, der konnte den Garten voll überblicken.

Mrs. Goldwyn wußte genau, was die beiden immer zum Frühstück wollten. Lady Clarence aß nur eine dünne ungesüßte Marmelade mit Brot, während Serge sich Fleisch und Eier in den Magen schlug. Er aß nicht, er fraß und trank dabei eimerweise Kaffee.

An diesem Morgen wollte Lady Sarah Hähnchenschenkel grillen. Sie holte vier davon aus dem Tiefkühlfach und legte sie in den Grill, auch Kaffee kochte sie literweise und briet Eier in der Pfanne.

Trotz ihrer Arbeiten vergaß sie niemals, aus dem Fenster zu schauen.

Immer wieder fiel ihr Blick in den Teil des Gartens, den sie auch überblicken konnte.

Und da sah sie den Schatten.

Im ersten Augenblick dachte sie an einen Einbrecher. Als sie genauer hinschaute, merkte sie, daß es kein Mensch war, sondern ein Vierbeiner.

Ein Hund.

Schon hörte sie das Kläffen.

Der Hund bellte wie verrückt, als würde ihm jemand Gewalt antun. Dabei lief er aufgeregt im Garten umher, gelangte auch an die Hecke und scharrte dort mit den Hinterläufen.

»Serge!« Grell und keifend schnitt die Stimme der Frau durch das Haus.

»Sorg dafür, daß der verdammte Köter nie mehr bellt.«

»Sehr wohl, Mylady!«

Mrs. Goldwyn erschrak. Die Worte der Alten waren deutlich genug.

Serge sollte den Hund töten, anders konnte man diesen Befehl nicht auffassen.

Lady Sarah hörte die Schritte des Mannes, wie er durch das Haus polterte. Dann riß er die Tür auf und stürmte nach draußen. Er hatte nicht den Haupteingang genommen, sondern den an der Seite, der nicht weit von der Küche lag.

Sarah Goldwyn sah ihn. Eine Waffe hatte er nicht mitgenommen, seine Pranken reichten auch so.

Aber mit bloßen Händen einen Hund töten? War das nicht auch für Serge ein wenig zuviel?

Geduckt hetzte er durch den Garten, wobei er keine Rücksicht auf Beete und Pflanzungen nahm. Sein Ziel war der Hund, der an der Hecke stand und scharrte.

Da hörte das Tier ihn.

Sofort hielt es mit seiner Beschäftigung inne und sprang knurrend herum. Es ahnte die Gefahr, war jedoch gewohnt, ihr nicht auszuweichen, sondern sich ihr entgegenzustemmen.

Wuchtig stieß sich der Hund ab.

Es war ein regelrechtes Monstrum, das auf den Mann zusprang und gegen ihn prallte. Serge hatte nicht einmal den Versuch unternommen, auszuweichen, er ging voll in den durch die Luft fliegenden Körper hinein, und seine beiden Hände umkrallten die Kehle des Tieres, noch bevor dessen Maul zuschnappen konnte.

Obwohl es Unsinn war, glaubte Lady Sarah, das Knurren des Tieres bis in die Küche zu hören. Sie vergaß die Vorbereitungen des Frühstücks und schaute dem Kampf aus großen Augen zu. Schon immer hatte sie sich vor Serges Händen gefürchtet. Nun sah sie, daß dies zu Recht gewesen war, denn mit seinen Pranken war Serge ein gnadenloser Gegner. Er ließ dem Hund keine Chance.

Wie Schraubstöcke hatten sie sich um die Kehle des Tieres gedreht, das verzweifelt um sein Leben kämpfte, mit Vorder-und Hinterläufen schlug und doch keine Chance bekam zu gewinnen.

Die Bewegungen wurden schlaffer. Serge stand breitbeinig auf der Gartenerde. Sein Gesicht war verzerrt, als er sich drehte und zum Küchenfenster schaute. Lady Sarah glaubte, einen dämonischen Einschlag in seinen Zügen zu lesen.

Die Bewegungen des Hundes hörten schließlich ganz auf. Wütend schmetterte Serge den Tierkadaver zu Boden, drehte sich um und ging davon.

Ins Haus kam er nicht. Er holte statt dessen einen Spaten und begann, dicht an der Hecke ein Loch zu graben. Er arbeitete schnell und zielstrebig, als hätte er so etwas schon immer getan.

Sarah Goldwyn atmete schwer. Ihr Herz trommelte in der Brust. Die vergangenen Minuten hatten sie ziemlich mitgenommen. Denn sie hatte einen scheußlichen Mord mit angesehen.

Ein klopfendes Geräusch ließ sie herumfahren. Mrs. Goldwyn stieß dabei einen leisen Schrei aus, so sehr hatte sie sich erschreckt. Auf der Türschwelle stand Lady Clarence. Das Geräusch war durch ihren Stock entstanden, mit dessen Spitze sie auf den Boden geklopft hatte.

Sarah Goldwyn preßte hart die Lippen zusammen und hielt dem Blick stumm stand.

»Ist was?« höhnte die Frau.

»Nein, Mylady.«

»Dann machen Sie weiter.« Sie lachte irr. »Und freuen Sie sich, daß Sie kein Hund sind…«

***

Blutige Hände!

Ich hatte mich nicht getäuscht. Sie hingen tatsächlich von dem oberen Rand der Röhre nach unten, und die Finger bewegten sich wie Würmer.

Aber wem gehörten die Hände? Dem Skelett bestimmt nicht. Und woher kam das Blut? Hatte derjenige jemanden umgebracht, oder hatte er seine Hände einfach nur in Blut getaucht, um mich zu erschrecken?

Es war schon seltsam, diese Klauen zu sehen, und mir rann ein Schauer über den Körper.

Ich löschte das Licht.

Sofort umfing mich wieder die Dunkelheit der Röhre, aber vor mir, wo sie zu Ende war und die Hände sich noch immer bewegten, da sah ich den grauen Tag.

Die Morgendämmerung war bereits heraufgezogen und hatte die Reste der Nacht vertrieben. Ein graues Licht lag über dem Land, seltsam verwachsen wirkend, wobei die Konturen verschwammen.

Ich saugte den Atem durch die Nase ein. Es war für mich so etwas wie ein Startsignal, denn ich mußte dem Geheimnis dieser blutigen Hände auf die Spur kommen. Das gelang mir nicht, wenn ich in der Röhre hockenblieb.

Möglichst lautlos glitt ich voran. Mein Blick blieb dabei auf den gespenstisch wirkenden Händen haften, an denen sich das Blut zu Tropfen gesammelt hatte, die nach unten fielen und auf dem Boden eine Lache bildeten.

Die Finger hatten aufgehört sich zu bewegen. Sie befanden sich in einer ruhigen Stellung und hingen wie dicke Würmer nach unten. Ich rutschte schneller vor und dachte auch daran, auf die Hände zu schießen, als sie weggezogen wurden.

Von einem Augenblick zum anderen waren sie verschwunden, noch bevor ich das Ende der verdammten Röhre erreichte.

Wäre über mir keine Erde gewesen, so hätte ich sicherlich gehört, wenn sich ein Gegner auf der Röhre bewegte. So allerdings wußte ich nicht, wo mein Feind lauerte.

Ich traute mich auch nicht, den Kopf hinauszustecken, wer wußte schon, was der andere vorhatte.

Es war eine dumme Situation. Ich hockte innerhalb der Röhre, dicht vor dem Ausgang, der andere über mir.

Beide sahen wir uns nicht, und es war die Frage, wer als erster die Nerven verlor.

Ich hatte nicht vor, lange in der verfluchten Röhre zu bleiben, dafür war ich einfach zu durchnäßt. Ich holte mir, wenn ich mich nicht bewegte, den Tod in Form einer Lungenentzündung.

Wenn draußen tatsächlich ein dämonisches Wesen lauerte, wollte ich es vertreiben.

Deshalb streifte ich mein Kreuz über den Kopf. Die Silberkette glitt durch meine Nackenhaare und stellte sie aufrecht. Dann wog ich das Kreuz auf dem Handteller, holte noch einmal tief Luft, bewegte mich

um eine Idee weiter vor und schleuderte mein Kreuz aus der Öffnung, ohne allerdings die Kette loszulassen.

Das Silberkreuz klirrte gegen Steine. Ich rechnete damit, daß mein Gegner etwas tun würde, das geschah nicht.

Es geschah überhaupt nichts.

Das Kreuz lag da, ich klemmte in der Röhre und glaubte, es riskieren zu können.

So schnell es ging, kroch ich hinaus und landete in einem Graben. Etwa ein Yard hoch war rechts und links die Böschung, die sich mir leer präsentierte. Von den blutigen Händen keine Spur.

Da wurde doch der Hund in der Pfanne verrückt. Ich steckte mein Kreuz weg und kletterte aus dem Graben.

Die Luft war kalt. In meiner durchnäßten Kleidung fing ich an zu frieren.

Zuerst machte ich eine Standortbestimmung. Mitten auf einem Feld hielt ich mich auf. Im Norden sah ich das schmale Band der Straße. Die Fahrzeuge hatten noch immer ihre Scheinwerfer eingeschaltet, und es herrschte inzwischen mehr Betrieb.

In Richtung Hampstead sah ich einige Bäume aus dem Ackerboden wachsen, eine Scheune, dann machte die Straße einen Bogen und dort grenzte auch der Acker.

Alles normal…

Wo steckte der Typ mit den blutigen Händen? Es hatte ihn gegeben, an eine Halluzination glaubte ich nicht. Und er konnte sich auch nicht in Luft aufgelöst haben.

Vielleicht lief er mir unterwegs noch in die Quere, obwohl ich da auch nicht viel Hoffnung hatte.

Wieder blieb mir nichts anderes übrig, als den Weg über einen matschigen Acker hinweg in Richtung Straße zu laufen, denn ich hatte nicht vergessen, daß ich mich mit Suko in Hampstead treffen wollte.

Einen Baum nahm ich mir als Markierung. Wenn ich eine Linie von mir bis zur Straße dachte, stand er genau in der Mitte. Erst jetzt sah ich die schwarzen Vögel, die auf seinen Ästen und Zweigen hockten. Aber auch nur weil sie aufflatterten, als hätten sie irgend etwas gestört. Ein dunkler Schwarm stieg aus der Baumkrone und schwebte als Wolke darüber.

Was hatte sie gestört?

Ich blieb stehen und fixierte den Baum. War es allein meine Anwesenheit?

Das konnte ich mir einfach nicht vorstellen, denn ich befand mich ziemlich weit entfernt. Nein, es mußte einen anderen Grund geben.

Vielleicht der Unbekannte mit den blutigen Händen?

Ich lief schneller. Plötzlich fror ich auch nicht mehr. Etwas mehr Helligkeit hätte ich mir schon gewünscht, denn das Zwielicht der

Dämmerung machte es so gut wie unmöglich, alles genau zu erkennen.

Dann sah ich ihn.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Er hatte tatsächlich hinter dem Baumstamm gelauert.

Es war ein Mensch, das will ich einmal vorwegnehmen. Ein dürrer Mann, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, und auf dessen Hals ein großer Kopf saß.

Groß wie die Hände, denn sie fielen mir auf. Ob sie blutig waren, konnte ich nicht sehen, aber der Mann hatte es eilig, von mir wegzukommen.

Er floh in Richtung Straße.

Wer war schneller?

Ich, denn das merkte ich bereits nach einigen Schritten, weil ich gut aufholte.

Der Dürre duckte sich während des Laufens, als würde er mit Peitschenschlägen traktiert.

»Bleiben Sie stehen!« schrie ich ihn an.

Er dachte nicht daran und jagte weiter. Dabei lief er wie ein Hase. Im Zickzack.

Ich machte einen Bogen, und es gelang mir, ihm den Weg abzuschneiden. Er gab für einen Moment nicht acht, so daß ich mich auf einmal mit ihm auf gleicher Höhe befand.

Erschreckt wandte erden Kopf.

Ein Skelett war es nicht. Viel allerdings fehlte nicht daran. Die Haut auf seinem großen Schädel wirkte wie durchsichtiges Papier. Sie spannte sich auf seine Knochen. Groß waren die Augen. Auf einmal bewegte sich die dünne Gesichtshaut. Über dem Kinn entstand ein Spalt, der wohl einen Mund darstellen sollte.

Ich zog die Beretta. »Keinen Schritt mehr«, sagte ich hart und ging weiter auf ihn zu. Jetzt sah ich auch die Hände. Ja, es waren die, die ich auch am Rand der Röhre entdeckt hatte. Gewaltige Klauen. Sie standen in keinem Verhältnis zu den Proportionen des dürren Körpers.

Und ich sah das Blut…

Drei Schritte von ihm entfernt verhielt ich meinen Schritt. Der Wind fegte kalt über das Feld. Ich fröstelte wieder, doch ich durfte mich nicht ablenken lassen. Der Mann vor mir war wichtiger. Eine Gestalt wie aus einem Horrorfilm. Die Kleidung schlotterte um seinen Körper. Sie war grau und bestand praktisch aus Fetzen, an denen der Dreck wie angeleimt klebte.

»Wer sind Sie?« fragte ich.

Eine Antwort bekam ich nicht. Dafür bewegte er seinen Kopf von einer Seite zur anderen. Er suchte nach einem Ausweg, doch das Mündungsloch meiner Beretta war Argument genug, so daß er sich

nicht von der Stelle bewegte.

Ich hatte bisher nicht feststellen können, ob ich einen Untoten oder einen normalen Menschen vor mir sah. Ich tippte rein gefühlsmäßig auf einen Menschen.

»Wo wohnen Sie?«

Er schwieg weiter. Als einzige Reaktion zeigte er ein Ducken, wobei er den Kopf nach vorn drückte und seine Pranken öffnete und schloß. Dann zeigte er sein wahres Gesicht.

Plötzlich riß er den Mund noch weiter auf, und im nächsten Augenblick quoll eine dicke, gallertartige, grüngelbe Masse hervor, die an seinem Körper herabrann und ihn umhüllte. Doch nicht nur aus dem Mund quoll das Zeug, ebenfalls aus den Nasenlöchern und aus den Ohren.

Gleichzeitig hörte ich das Schmatzen und Schlürfen des Wesens, da wußte ich, wen ich vor mir hatte.

Einen Ghoul!

Nun gehören Ghouls zu den Dämonen, die ich besonders »mochte«. Es gibt nichts widerlicheres als diese Wesen, die sich von Toten ernähren.

Schmarotzerhaft, und selbst von einigen hohen Dämonenarten wurden sie gemieden. Zudem verbreiteten sie einen penetranten Leichengeruch, der mir den Atem raubte, denn der Wind stand für mich ziemlich ungünstig und wehte mir den Gestank ins Gesicht.

Ich atmete nur flach durch die Nase. Mein rechter Zeigefinger lag um den Abzug, ich war drauf und dran, den widerlichen Dämon zu erschießen, aber ich ließ es bleiben.

Er hatte mich noch nicht angegriffen, und es sah mir ganz so aus, als wollte er dies auch nicht.

Gurgelnde Laute drangen gemeinsam mit dem Schleim hervor.

Allerdings konnte ich kein Wort verstehen und wartete ab, bis die Verwandlung vollständig war.

Der Schleim hatte sich verteilt. Wie eine dicke Schicht bedeckte er seinen gesamten Körper. Entgegen der Erdanziehung war er auch hochgelaufen und lag auf seinem Kopf. Mir kam er dort vor wie ein Helm aus Gelee.

Was würde der Ghoul unternehmen? Er drehte sich um.

Das hatte ich noch nicht erlebt. Ein Dämon, der vor der Mündung meiner Beretta stand, wandte mir kurzerhand den Rücken zu. Dabei mußte er damit rechnen, daß ich schoß, aber dieser Ghoul schien darauf zu vertrauen, daß ich es nicht tat.

Er hatte sich nicht verkalkuliert. Ich war tatsächlich neugierig geworden.

Mein Gefühl sagte mir, daß der Ghoul irgend etwas im Schilde führte, und das wollte ich herausbekommen.

Ein Skelett hatte ich gesucht, auf einen Ghoul war ich gestoßen. Ich war wirklich gespannt, welche Überraschungen noch auf mich lauerten.

Der Dämon ging vor mir her.

Diesmal bewegte er sich langsam, als würde der über seinem Körper liegende Schleim hinderlich sein. Er ging auch nicht mehr auf die Straße zu, sondern hatte die Richtung geändert. Im rechten Winkel zur Straße schritt er quer über das Feld, so daß er sich dabei einer einsam stehenden Scheune näherte.

War sie sein Versteck?

Ein paar Minuten später wußte ich, daß es nicht so war. Wir gingen an der Scheune vorbei.

Die ganze Sache wurde immer rätselhafter und auch irgendwie unheimlicher.

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, was der Ghoul bezweckte und welches Ziel er sich ausgesucht hatte.

Die Richtung, die er einschlug, führte nach Hampstead. Die behielt er auch bei. Das Wesen war nicht davon abzubringen, wieder auf die Straße zuzulaufen.

Seinen Weg zeichnete eine Schleimspur, denn während er ging, verlor er Schleim, der noch durch einen dünnen Faden mit seinem Körper verbunden war und hinter ihm hergezogen wurde, aber nie abriß, sondern sich wie von selbst aufrollte und sich dabei wieder mit der Hautpmasse vereinigte.

In der nächsten halben Stunde schritten wir hintereinander her. Meine Beretta ließ ich nicht aus den Fingern, aber der Ghoul kümmerte sich überhaupt nicht um die Waffe, er vertraute seinem Glück und meiner Neugierde.

Es war inzwischen hell geworden. Am Himmel lag nur noch ein schmaler grauer Streifen. Der letzte Rest der Nacht würde auch bald verflogen sein.

Und wir erreichten die ersten Ausläufer von Hampstead.

Diese Stadt ist mehr ein Dorf. Oder eine Zusammenballung von mehreren Dörfern. Obwohl Hampstead inzwischen zu London gehörte, fühlten sich die Einwohner nicht als Londoner, und Reisende, die von London nach Hampstead fuhren, sagten, wir fahren aufs Land.

So sah es aus.

Dieser Eindruck täuschte wirklich nicht. Ich konnte zwar zahlreiche Häuser bereits sehen, doch sie lagen verstreut und nicht dicht an dicht wie in den Siedlungen. Längst hatten wir das freie Gelände verlassen und bewegten uns auf einem schmalen Pfad weiter, der auch an einigen bewohnten Häusern vorbeiführte, und der Ghoul schien sich vor einer Entdeckung nicht zu fürchten.

Es war auch nicht mehr so ruhig. Menschen fuhren zur Arbeit. Ich

hörte das Brummen der Motoren.
Kirchtürme stachen in den grauen Himmel, in der Ferne läuteten Glocken.
Und vor mir marschierte ein Ghoul. Verrückt war dies, wirklich.
Nur - wo wollte er hin? Ich glaubte fest daran, daß irgendwo in Hampstead sein Ziel lag.
Aber mitten in der Stadt oder vielmehr in einem großen Dorf? Hatte er vielleicht in einem alten Haus sein Versteck, denn alte Bauten gab es hier genug, auch welche, die leerstanden.
Meine Spannung wuchs.
Wenn wir den Weg weitergingen, erreichten wir eine breite Straße, wo die Häuser schon dichter zusammenstanden. Da war die Gefahr einer Entdeckung groß.
Der Ghoul dachte nicht daran. Seine Schleimspur knickte nach rechts ab, und wir schritten auf einem schmalen, von Buschwerk eingerahmten Weg weiter.
Er war nicht lang. Schon als ich hinter dem Ghoul in den Weg einbog, sah ich sein Ende. Und dort stand als Begrenzung eine grüne Wand.
Allerdings nicht aus Beton, sondern aus Pflanzen. Es war eine Hecke.
Der Ghoul schritt so zielsicher auf die Hecke zu, daß es für mich keine andere Möglichkeit gab, daß er nur dort und nicht woanders hinwollte.
Erst beim Näherkommen entdeckte ich das kleine Tor in der Hecke. Es war ebenfalls grün gestrichen und hob sich deshalb nicht so sehr von dem Hintergrund der Hecke ab.
Unser Ziel!
Der Ghoul kannte sich hier aus, denn er beschleunigte seine Schritte.
Ohne vorher zu überlegen, fand seine schleimige Pranke den Griff des Tors und drückte ihn nach unten.
Da der Ghoul mit seinem Körper das kleine Tor verdeckte, hörte ich nur an dem Quietschen, daß es aufgestoßen wurde. Sperrige Heckenzweige drangen in den Körperschleim des Ghouls, was ihm allerdings nichts ausmachte, er ließ sich von seinem Weg einfach nicht abbringen und betrat einen Garten, den ich nur Sekunden später nach ihm erreichte.
Überrascht blieb ich stehen.
Der Garten wurde von der Hecke eingezäunt. Sie besaß etwa die Höhe eines ausgewachsenen Menschen, so daß man sich schon auf die Zehenspitzen stellen mußte, um über sie hinweg zuschauen. Der Besitzer des Gartens wollte nicht, daß ihm jemand auf die Finger schaute. Aus gutem Grund, wie ich jetzt wußte. Denn wer beherbergt schon einen Ghoul im Garten?
Ein ziemlich breiter Mittelweg teilte den Garten in zwei Hälften. In

der von mir aus gesehen rechten wuchsen Blumen, waren Beete angelegt und die sorgfältige Pflege zeichnete sich auch auf den Wegen ab, die die einzelnen Beete miteinander verband.

Ich sah Krokusse, schon die Knospen einiger Narzissen, und die Sträucher zeigten bereits das erste zarte Grün.

Die andere, linke Hälfte des Gartens war mehr als Zierde gedacht. Der Rasen hätte mit dem im Wembley Stadion konkurrieren können. Ihm war eine sorgfältige Pflege zuteil geworden.

Irgend jemand mußte ein Faible für Figuren haben, denn aus Büschen und Sträuchern hatte die Hand eines Künstlers Figuren geschnitten. In meiner Nähe war ein Busch zu einem spitz zulaufenden Zapfen beschnitten worden. Dahinter stand eine grüne Säule und ein Stück weiter sah ich einen Buckelbusch.

Als ich einen Schritt vorging und die seitliche Begrenzung entdeckte, da wunderte ich mich doch, daß an dieser Stelle der Rasen irgendwie aufgewühlt wirkte. Hatte dort jemand etwas vergraben? Oder war einer aus der Erde gekrochen?

Weiter vorn, wo der Garten sein Ende fand, sah ich die Rückseite des Hauses.

Das Haus selbst war alt. Bis auf den Anbau mit der großen Scheibe. Er bildete die Begrenzung zum Garten. Über dem Anbau sah ich altes Mauerwerk. Nur an manchen Stellen schimmerte es grau durch den ansonsten dichten Efeubewuchs.

Das Dach zeigte dunkle Pfannen. Zwei Schornsteine ragten wie riesige klumpige Finger daraus hervor.

Die Sache wurde immer rätselhafter. Was wurde hier gespielt? War dieses Haus etwa ein Hort der Dämonen oder Wesen der Finsternis?

Denn Menschen sah ich nicht. Es schien leer zu sein. Und doch deutete alles darauf hin, daß hier jemand lebte, nicht umsonst machte der Garten einen so gepflegten Eindruck.

Der Ghoul hatte den Garten als erster hinter sich gebracht. Er stand neben dem Haus, wo auch ein Bambusbusch wuchs, der sehr dicht war und den Dämon gut deckte.

Ein Gefühl sagte mir, daß der Ghoul irgend etwas vorhatte. Ich beeilte mich, zu ihm zu kommen.

Die feuchten Blätter des Bambusbusches strichen über meine Kleidung, als ich die Zweige zur Seite bog und nachschaute.

Der Ghoul war verschwunden!

Das gab es doch nicht. So langsam wurde ich noch verrückt, und ich zwang mich, klar und logisch zu denken.

Mein Blick fiel zu Boden.

Es hatte ja so kommen müssen. Neben mir schaute aus der Erde die Öffnung einer Tonröhre.

Dahin also hatte sich der Ghoul verkrochen.

Ich nahm die Lampe und leuchtete hinein. Sehr tief stach die Röhre nicht in die Erde, dennoch mußte es einen Gang geben, der von ihr abzweigte, denn den Ghoul sah ich nicht.

Dafür hörte ich ihn.

Sein Schmatzen und Keuchen waren bekannte Geräusche. Und dann sah ich etwas Schauriges. Wo die Röhre nicht mehr senkrecht weiterstieß, sondern ein unterirdischer Tunnel begann, wurde etwas hervorgeschleudert.

Knochen.

Ich verzog den Mund. Der Ghoul war dabei, ein schauriges Mahl zu verzehren. Zum Glück waren es keine Menschenknochen, ich glaubte an ein Tier, aber es war schlimm genug.

Jetzt machte ich mir Vorwürfe, den Ghoul nicht erschossen zu haben.

Hätte ich jedoch anders gehandelt, wäre ich nie auf dieses Haus gekommen. Wer wohnte denn hier?

»Guten Morgen!« hörte ich hinter mir plötzlich eine leise Stimme.

Wie von der Tarantel gestochen, fuhr ich herum.

Vor mir stand eine blondhaarige Frau und lächelte!

***

Während seiner Zeit in London hatte Suko auch zahlreiche Flüche gelernt. Dieses Repertoire war für ihn praktisch eine Entladung, denn zu Fuß nach Hampstead zu laufen, machte wirklich keinen Spaß. Und so fluchte der Chinese das Graue vom Himmel herunter.

Es nutzte nichts. Niemand war scharf darauf, ihn mitzunehmen. Vier Wagen waren vorbeigerast, als der Chinese winkte, und Suko wünschte den Fahrern die Pest an den Hals.

Dabei hatte er es sehr eilig. Im Staßengraben lag ein Toter. Schrecklich zugerichtet, erschlagen, blutüberströmt, und in der Gegend lief der Mörder frei herum. Er bildete eine Gefahr auch für andere Menschen, deshalb mußte so rasch wie möglich die Polizei herbei.

Suko hatte natürlich einen Verdacht. Er traute dem Fahrer des Bentley nicht. Aber das wäre zu einfach gewesen. Jeder Idiot hätte ihn sofort in Verdacht gehabt.

Nein, die Sache war bestimmt anders gelaufen, davon war der Chinese fest überzeugt.

Suko fiel in einen Trab. Es gibt Indianer, die so laufen. Die versuchte der Chinese zu kopieren. Der Morgenwind war kalt. Vor Sukos Lippen dampfte der Atem, und manchmal hatte er das Gefühl, seinem Ziel überhaupt nicht näher zu kommen.

Wieder fuhr ein Wagen heran. Suko drehte sich um. Es war ein Lkw.

Hoch mit hellen Gemüsekisten beladen. Sie standen noch über dem Führerhaus. Der Chinese blieb stehen, winkte, und was er nicht für

möglich gehalten hatte, trat ein.
Der Fahrer stoppte.
Eine Tür schwang auf. »Hast du dich verlaufen, Partner?« rief der gutmütige Fahrer und grinste breit.
»So ungefähr.« Suko stieg schon ein.
»Wo willst du denn hin?«
»Hampstead.«
»Ist ja nicht weit.«
Suko schlug die Tür zu, da gab der Mann bereits Gas. »Hast wohl auf dem Feld übernachtet«, bemerkte er mit einem Blick auf die Kleidung des Chinesen.
»Nein, das nicht gerade. Aber der Zug kam nicht mehr weiter.«
»Den habe ich stehen sehen. Die Strecke macht vor Hampstead einen Bogen. Da ist bestimmt wieder alles unterspült. Das kommt öfter mal vor. Die Leute haben sich daran gewöhnt. Manchmal sind sogar die Straßen unpassierbar. Wo soll ich dich denn absetzen?«
»An der größten Polizeistation.«
Der Fahrer pfiff durch die Zähne. »Das darf doch nicht wahr sein. Du willst zu den Bullen?«
»Ich gehöre selbst dazu.«
Vor Überraschung hätte der Mann fast das Lenkrad verrissen. »Nicht möglich«, stöhnte er. »Du…ähm…Sie sind ein Bul…ein Polizist?«
»Ja, aber trotzdem können wir beim Du bleiben.«
»Meinetwegen.« Der Fahrer war trotzdem ziemlich schweigsam.
Manchmal verzog er die Lippen zu einem Grinsen. Ein Polizist, der per Anhalter fuhr, war ihm wohl noch nicht vorgekommen. Sie erreichten die ersten Randbezirke von Hampstead. Es war eine saubere Stadt. Ein großer Park bildete praktisch das Zentrum.
Die Häuser machten einen guten Eindruck, der Verkehr hielt sich noch in Grenzen, und vor einer Kreuzung stoppte der Fahrer.
»Du brauchst nur auf das alte Haus da gegenüber zuzugehen. Da befindet sich die Polizeistation.«
»Danke, Partner.«
»Gern geschehen.«
Suko stieg aus, überquerte die Straße und sah, wie aus einer anderen Straße ein dunkler Bentley kam. Er bog nach rechts ein, wo der Weg in Richtung London führte.
Das war der Wagen!
Suko stand für einen Moment starr. Jetzt hätte er sich seine Harley gewünscht, die stand in der Tiefgarage. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Bentley fahren zu lassen.
Pech…
Suko las an einem Straßenschild das Wort High Street. Er befand sich im Zentrum.

Eine Tasse Kaffee oder Tee hätte Suko jetzt vertragen können, doch der Tote lag ihm schwer im Magen.

Das Haus, in dem die Polizeistation untergebracht worden war, stammte noch aus alter Zeit. Die Fassade zeigte zwei schmückende Säulen, die Fenster waren hoch, und von zwei Seiten führten Stufen zur Eingangstür.

Vor dem Haus parkten zwei Streifenwagen. Ihre Antennen wippten im Morgenwind.

Suko nahm die Stufen und fand die Tür offen. Er gelangte in einen Flur mit hoher Decke. Rechts standen Bänke an der Wand. Links befanden sich drei Türen. Zwei davon waren nicht geschlossen, und Suko hörte die Stimmen der Beamten.

Er zog die erste Tür bis zum Anschlag auf und trat ein, ohne anzuklopfen.

Zwei Beamte spielten Schach. Sie saßen an einem Schreibtisch hinter der Holzbarriere. Der eine konnte dabei die Tür im Auge behalten und stand auf, als Suko den Raum betrat. Sein Kollege drehte sich gemächlich um. Er hatte rote, übermüdete Augen.

Der Beamte an der Barriere legte seine Hände auf das Holz und maß Suko mit arroganten Blicken, denn der Chinese sah wirklich nicht gesellschaftsfähig aus.

»Welcher Wind hat dich denn hergetrieben? Bist du beim großen Mauerbau abgehauen?«

Beide Polizisten lachten.

Suko fand ihr Benehmen sehr rüpelhaft. Er gab die Antwort auf seine Weise, griff in die Tasche und holte seinen Ausweis hervor, der ihn als Inspektor auswies.

»Noch Fragen, Gentlemen?«

Zwei Polizisten starrten auf das Dokument. Ihre Gesichter wurden rot.

»Ist der echt?«

»So echt wie Ihre Uniform. Außerdem bin ich nicht zum Spaß zu Ihnen gekommen, denn es geht um Mord. Ich habe einige Meilen vor dieser Stadt einen Toten im Straßengraben gefunden. Der Mann wurde wahrscheinlich erschlagen. Alarmieren Sie die Mordkommission, aber ein bißchen schneller als gewöhnlich.«

Plötzlich waren die Polizisten durcheinander. Sie wußten nicht, was sie zuerst machen sollten. Von einem Mord hatten sie vielleicht mal gehört, aber nicht selbst mitgeholfen, aufzuklären. Deshalb dieses konfuse Umherlaufen.

»Wo kann ich mich hier waschen?« fragte Suko dazwischen.

Man zeigte ihm den Weg. Der Waschraum war klein. Suko grinste sich im Spiegel zu. Diese Knaben hatte er auf Trab gebracht, und die Arroganz Fremden gegenüber war ihnen hoffentlich vergangen. Als

Polizisten sollten sie schließlich wissen, was sich gehört.

***

Serge fuhr.

Lady Clarence hatte im Fond des Wagens Platz genommen. Neben ihr saß Sarah Goldwyn. Sie hatte den Tod des Hundes noch immer nicht überwinden können und war sehr schweigsam, während Lady Clarence so tat, als wäre nichts geschehen.

Sie sprach von London und auch davon, was sie dort alles zu tun hatte.

Sie wollte zwei Banken besuchen und nach neuen Kleidern Ausschau halten. Eine Boutique-Besitzerin hatte sie zu einer Modenschau eingeladen. Natürlich waren die dort vorgeführten Kleidungsstücke sehr teuer.

Lady Sarah schaute aus dem Fenster. Der Ort erwachte langsam zum Leben. Man konnte merken, wie die alten Häuser »gähnten«, als würden sie den Schlaf der Nacht von sich schütteln. Erste Pendler fuhren in Richtung London, an einer großen Kreuzung trafen die meisten zusammen.

Links sah Lady Sarah einen Lastwagen halten. Aus dem Führerhaus stieg ein Mann.

Mrs. Goldwyn wollte den Blick schon abwenden, als sie den Mann erkannte.

Es war Suko.

Oder war er es nicht? In den Augen der Horror-Oma leuchtete es auf.

Das konnte eine Täuschung gewesen sein, nein, was sollte der Chinese hier in Hampstead. Sie drehte sich noch um, doch die Sicht war zu schlecht. Das Zwielicht ließ die Gestalten verschwimmen.

»Haben Sie etwas?« fragte Lady Clarence.

»Nein, nein.«

»Dann ist es gut.«

Serge fuhr jetzt schneller. Die Straße erlaubte es. Zudem überholte er oft, in die Staus würde er noch früh genug geraten, das stand fest.

Lady Sarah hatte sich nicht getäuscht. Nicht mehr weit vom Regent's Park entfernt begannen fünfzehn Minuten später die ersten Staus. Die Park Road war zu.

Da half auch kein Schimpfen wie Lady Clarence es tat, sie kamen einfach nicht weiter.

»Feuer!« herrschte sie Mrs. Goldwyn an und klaubte sich aus dem goldenen Etui eine filterlose Zigarette.

Lady Sarah hatte ein Feuerzeug immer parat. Sie kannte die Angewohnheiten der Frau.

Die rauchte nervös. Sie mußte an der gesamten Westseite des Parks entlangfahren, und dies dauerte eine halbe Stunde. Endlich konnten

sie in die Baker Street einbiegen, die auf die Oxford Street mündete. Dort in der Nähe lagen auch die Einkaufszentren, die sich Lady Clarence als Ziel ausgesucht hatte.

Die Frau wurde aufgeregt. Sie entnahm dem Etui eine neue Zigarette und verlangte abermals Feuer. Ihre Augen bekamen einen hungrigen Glanz. Wenn sie in den Boutiquen herumstrolchen konnte, hatte sie alles. Da sah sie die große Welt oder das, was sie dafür hielt. Da lachte man nicht über sie, es zählten nur die Scheine, die sie auf den Tisch des Hauses blätterte.

Sie wollte zu Jill’s Corner, einem Laden, der nur die Entwürfe italienischer Top-Designer verkaufte. Da waren Blusen teurer als Mäntel, aber das interessierte Lady Clarence nicht.

Die Geschäfte waren noch nicht offen. Es herrschte ein sagenhafter Verkehrswirrwarr, dessen Hektik je doch an Serge vorbeirann. Er blieb cool und gelassen.

Das Parkhaus kurz vor der Einmündung in die Oxford Street war das Ziel. Auch hier gerieten sie in eine Schlange. Doch das grüne Licht zeigte noch freie Plätze an.

Ununterbrochen öffnete und schloß sich die Schranke. Auspuffgase hingen wie Nebelschleier in der Luft, und endlich kam auch der dunkelblaue Bentley an die Reihe. Die oberen Etagen waren bereits voll.

Sie mußten in die Tiefe.

Serge fuhr in die enge Kurve. Es war eine Kunst, den schweren Wagen dort hinein-und auch hindurchzulenken. Serge hatte Routine und packte es sicher.

Sie fanden Platz in der ersten Tiefgarage. Serge lenkte den Bentley in die Lücke. An der rechten Seite befand sich die Wand. Es war der letzte Abstellplatz in der langen Reihe.

»Ha«, sagte Lady Clarence. Es hörte sich triumphierend an. London hatte sie wieder.

Als Lady Sarah ebenfalls Anstalten traf auszusteigen, schüttelte ihre Chefin den Kopf. »Nein, Sie bleiben hier im Wagen und warten auf uns. Diese Parkhäuser sind mir zu unsicher, und es treibt sich allerlei Gesindel herum.«

»Wie Sie wünschen, Mylady.« Innerlich atmete die Horror-Oma auf. Sie hatte wirklich keinen Bock darauf, mit Lady Clarence einen Stadtbummel zu machen. Es würde vielleicht so weit kommen, daß sie hinterher Botengänge machen mußte.

Serge half seiner Chefin beim Aussteigen. Lady Clarence war sehr hektisch. Sie schrie nach ihrem Mantel.

Serge holte den Nerz vom Rücksitz. Er hatte bisher drei Koffer verdeckt gehabt. Nun lagen sie frei. Auch Sarah Goldwyn sah die Koffer zum erstenmal, und sie dachte sich nichts dabei.

Noch einmal wurde ihr eingeschärft, im Wagen zu bleiben, dann verschwanden die Lady und ihr treuer Lakai.

Die Horror-Oma schaute ihnen so lange nach, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Dann lehnte sie sich entspannt zurück. Am liebsten wäre sie jetzt ausgestiegen und in ihre Wohnung gefahren, aber noch mußte sie das Spiel mitmachen. Einen Erfolg hatte sie leider bisher nicht erzielen können.

Ihr Blick fiel auf die Koffer.

Zwei von ihnen waren völlig normale Gepäckstücke, in die man Kleidung verstaute. Der andere jedoch sah aus wie ein Aktenkoffer. Eine dunkelbraune Farbe, helle Schlösser, der Griff, der so lag, daß Lady Sarah ihn umfassen konnte.

Das tat sie auch und zog den Koffer zu sich heran. Dabei runzelte sie die Stirn und kramte in ihrem Gedächtnis nach. Ihrer Meinung nach hatte sie den Koffer schon mal gesehen. Allerdings nicht bei Lady Clarence, sondern bei einer anderen Person.

Aber wer schleppte sich mit so einem Koffer ab? Ein Diplomat oder ein kleiner Angestellter?

Fast jeder hatte so einen Koffer. Sogar John Sinclair.

Und da stolperte sie im Geiste. John Sinclair. Verdammt, das konnte sein Koffer…

Unsinn, wie sollte der in den Wagen kommen? Nein, diese Theorie erschien der Horror-Oma doch zu unwahrscheinlich. Allerdings hatte sie in Hampstead einen Chinesen gesehen und ihn als Johns Freund Suko identifiziert. Wenn sie diese beiden Fälle betrachtete, dann war es doch nicht so unwahrscheinlich, daß der Koffer des Geisterjägers in diesem Bentley gelandet war.

Allerdings mußte ein Grund vorliegen. Wo gab es eine Verbindung?

Natürlich immer davon ausgehend, daß es tatsächlich Johns Koffer war, der neben ihr lag.

Sarah Goldwyn ärgerte sich über sich selbst. Sie hätte sich den Koffer besser ansehen sollen, als die Chance dazu bestand. Flüchtige Blicke hatten da nicht ausgereicht. Zudem traute sie sich nicht, den Koffer zu öffnen, denn sie wußte, daß er gesichert war. Machte sich ein Unbefugter daran zu schaffen, dann strömten verborgene Düsen ein Gas aus, das einen Menschen in die Bewußtlosigkeit trieb, einen Dämon jedoch tötete.

So sah die Lage aus.

Mrs. Goldwyn überlegte hin und her, was sie machen sollte. Bis sie die Idee hatte. Wenn sie die beiden anderen Koffer durchsuchte, bekam sie unter Umständen Hinweise auf deren Besitzer. Warum hatte sie daran nicht früher gedacht.

Die Schlösser der beiden kleinen Koffer waren nicht verschlossen.

Zweimal ein Druck mit dem Daumen, und die Riegel schnappten

nach oben, so daß die Horror-Oma den Deckel abheben konnte.

Ihr fiel auf, wie sehr die Kleidung durcheinander lag. Einer Frau gehörte der Koffer demnach nicht. Die hätte ihre Sachen nicht so einfach hineingeworfen, denn der Inhalt lag wie Kraut und Rüben verstreut.

Unterwäsche, Hemden, Rasierzeug. Gehörte das tatsächlich John Sinclair oder Suko?

Die Horror-Oma holte ein Hemd hervor. Kopfwiegend betrachtete sie es.

Ja, die Größe stimmte, das Hemd konnte ohne weiteres dem Geisterjäger passen.

Genauer schaute sie sich das Rasierzeug an. Es war ein elektrischer Apparat, den konnte auch jeder benutzen, und er wies nicht unbedingt auf John Sinclair hin.

Noch immer keine Klarheit. Lady Sarah klappte den Deckel wieder zu und nahm sich den anderen Koffer vor. Das Ergebnis blieb gleich.

Die Chancen standen 50 zu 50.

Wenn sie jetzt den dritten Koffer unsachgemäß öffnete, konnte es ihr passieren, daß sie durch das aus der Düse strömende Gas das Bewußtsein verlor.

Nein, sie ließ lieber alles so, wie es war.

Durch diese Entdeckung war Unruhe in ihrem Innern aufgekeimt. Zudem fühlte sie sich plötzlich unwohl. Dieses Parkdeck wurde nicht mehr angefahren, die Plätze waren restlos vollgestellt. Kein Fahrer bekam noch eine Chance, seinen Wagen dort zu parken.

Vorhin hatte die Horror-Oma schlafen wollen. Jetzt fühlte sie sich dazu nicht mehr in der Lage. Sie war innerlich zu aufgewühlt, ihre Gedanken liefen in die Runde, sie suchte Verbindungen zwischen ihrer Aufgabe und dem Job des Geisterjägers.

Sollte John Sinclair vielleicht gegen Lady Clarence ermitteln, ohne daß sie etwas davon wußte?

Sie mußte sich Gewißheit verschaffen. Es gab keine andere Möglichkeit.

Ein Anruf beim Yard reichte.

Die Horror-Oma rutschte zur Seite und suchte den Türgriff. Sie fand ihn auch, aber sie konnte die Tür nicht aufdrücken, die anderen hatten sie verriegelt.

Das war Berechnung gewesen. Dann hatten sie doch etwas zu verbergen!

Lady Sarah fiel jetzt erst auf, daß das Fenster an der Beifahrerseite spaltbreit offenstand, damit frische Luft in das Wageninnere dringen konnte, falls man überhaupt in der Tiefgarage von frischer Luft reden konnte.

Lady Sarah kletterte nach vorn und versuchte, per Knopfdruck die

Scheiben nach unten fahren zu lassen. Es ging nicht. Auch dieser Kontakt war unterbrochen.

Der Bentley war für die Horror-Oma zu einem Gefängnis geworden.

Was tun?

Und dann vernahm sie das Geräusch. Es war nicht von außen her an ihre Ohren gedrungen, und das machte ihr Angst. Lady Sarah war normalerweise eine couragierte Persönlichkeit, da sie sich allerdings in diesem vierrädrigen Gefängnis befand, sah die Sache schon ganz anders aus.

Jemand befand sich außer ihr in diesem Wagen!

Aber wo?

Das Geräusch war in ihrem Rücken aufgeklungen. Sollte sich dort ein Fremder versteckt halten? Was gab es denn hinter dem Rücksitz? Dort befand sich die Ablage. Und weiter unten, zwischen ihr und dem Rücksitz gab es einen Hohlraum, der sicherlich mit einer Klappe vom Kofferraum getrennt war.

Dort mußte jemand stecken!

Lady Sarah Goldwyn blieb erst einmal still sitzen und lauschte, ob sich das Geräusch wiederholte. Zuerst tat sich nichts, es blieb ruhig, dann vernahm sie das Kratzen, und zwar direkt an der Rückseite des Sitzes.

Die Horror-Oma bewies auch jetzt, daß sie mit guten Nerven ausgerüstet war. Sie drehte sich herum und kniete sich auf den Sitz, so daß sie die Ablage sehen konnte. Mehr jedoch nicht. Sie konnte nicht erkennen, was darunter lag.

Mrs. Goldwyn dachte bereits daran, die Ablage hochzunehmen, als dies geschah.

Von unten drückte jemand dagegen. Instinktiv zuckte die Horror-Oma zurück. Das war ihr doch zu unheimlich. Und noch unheimlicher wurde es, als sie plötzlich die bleiche Knochenhand sah, die sich durch den Spalt der hochgestemmten Ablage schob…

***

Ein Gegengruß blieb mir im Hals stecken, denn mit dieser Frage und vor allen Dingen mit dem Auftauchen der Frau hätte ich nie im Leben gerechnet.

Sie lächelte weiter, sagte auch nichts, so daß ich Zeit bekam, sie zu betrachten.

Ihr Haar war strohblond, sehr dicht und lang. An den Spitzen, die über die Schultern wallten, zeigte es dunklere Strähnen. Sie verdeckten auch einen Teil des tief ausgeschnittenen Kleides, dessen Grundfarbe hell war, allerdings innerhalb des Gewebes blaßblau und leicht violett schimmerte. Sie trug Leinenschuhe und ich konnte sehen, daß sie keine Strümpfe anhatte.

Ihre Haut zeigte eine ungesunde Blässe, die ich eigentlich nur von Zombies her kannte, so daß in mir der Verdacht aufkeimte, es hier mit einem weiblichen Zombie zu tun zu haben. Wo ein Ghoul war, konnte auch ein Zombie existieren.

Das Gesicht glich mehr dem eines Mannes. Auch dort besaß die Haut einen blassen Farbton, man konnte das Wort hohlwangig gebrauchen, und die Augen lagen tief in den Höhlen, wo sie wie blasse Murmeln wirkten. Die Lippen zeigten kaum Farbe. Mit viel gutem Willen konnte man ein blasses Rot erkennen.

Die Beretta ließ ich nicht sinken. Wie zufällig deutete die Mündung auf den Körper der Frau, die nach wie vor ein Geheimnis umgab.

»Gehört Ihnen das Haus?« fragte ich.

»Möglich.«

»Ja oder nein.«

»Mit welchem Recht fragen Sie?«

»Ich bin Polizist.«

»Das stört mich nicht.«

»Es ist noch immer keine Antwort auf meine Frage, Miß…«

»Nennen Sie mich Carla.«

»Schön, Miß Carla. Vielleicht kann ich jetzt eine Antwort von Ihnen bekommen.«

»Das Haus gehört nicht mir«, sagte sie mit einer flachen Stimme.

»Wem denn?«

»Meiner Freundin.«

»Und die heißt?«

»Lady Clarence.« Diesmal schwang unüberhörbarer Stolz in ihrer Stimme mit, und in meinem Kopf begann es sofort zu klicken. Den Namen hatte ich schon gehört. Es war gar nicht mal lange her, und ich fand auch sofort die Verbindung. Erwähnt hatte ihn der Fahrer des Bentley, als er mit dem Vertreter sprach. Allerdings wußte ich nicht mehr, in welch einem Zusammenhang dies geschehen war. Da mir der Name jetzt abermals unterkam, mußte diese Lady Clarence eine sehr interessante Persönlichkeit sein. Interessant für mich als Geisterjäger, denn wer beherbergt schon Ghouls in seinem Haus? Und vielleicht auch Zombies.

»Wo kommen Sie her?« fragte ich die Frau.

Sie deutete in den Garten hinein.

Das wurde immer mysteriöser. »Was haben Sie denn da gemacht?« fragte ich.

»Gewartet.«

»Auf wen?«

»Vielleicht auf Sie.«

Ich kam mir vor wie jemand, der reingelegt werden sollte. »Erzählen Sie keinen Unsinn. Wo haben Sie sich versteckt gehalten und warum?«

»Ich habe mich nicht versteckt. Ich bin immer dort.«
Mein Lächeln fiel eisig aus. »Das soll ich Ihnen glauben?«
»Ja, Sie können sich überzeugen.«
»Bitte.«
Die Frau nickte, drehte sich mit steifem Rücken um und schritt in den Garten hinein. Sie ging und hatte die Beine dabei etwas auseinandergesetzt.
Ich war überzeugt, daß man mir hier ein Lügenmärchen nach dem anderen unter die Weste schob, aber ich wollte sehen, wie sich diese Carla aus dem Lügenkreis herauswand.
Zudem war ich davon überzeugt, daß die Überraschungen noch kein Ende genommen hatten.
Längst war es hell. Von der Straße her hörte ich die Geräusche fahrender Wagen, und ich spazierte im Garten, nur durch ein Haus getrennt, mit einer Untoten herum.
Wirklich unwahrscheinlich.
Alles wies daraufhin, daß ich es mit einer lebenden Leiche zu tun hatte.
Einem Zombie, der keine Scheu zeigte, der sich sogar mit mir unterhielt, was ich kaum fassen konnte, denn schließlich war ich ein Erzfeind dieser Wesen.
Vorn Weg kamen wir ab. Danach spürte ich weichen Rasen unter meinen Schuhen. Gras streichelte meine Schuhe. Die Hose war noch immer feucht. Bei jedem Schritt klatschte mir der Stoff kalt gegen die Oberschenkel.
Wir betraten den Teil des Gartens, der so künstlich gepflegt aussah. In ihm standen die wohlgestutzten Büsche. Ich bekam eine andere Sichtperspektive und erkannte, daß noch ein paar wohlbeschnittene Büsche hinzukamen, als ich beim ersten Hinsehen entdeckt hatte.
Manche waren nur klein, andere sahen aus wie große Kugeln. Drei von ihnen standen nebeneinander, und vor ihnen war der Rasen zerstört und Erde aufgeworfen, als hätte dort ein gewaltiger Maulwurf gearbeitet. Die braune Erde bildete einen Hügel, hinter dem das Loch liegen mußte.
Carla stieg über den Hügel hinweg. Es machte ihr nichts, daß sie dabei mit ihren Leinenschuhen bis über die Knöchel im feuchten Erdreich versank. Auf der anderen Seite des Hügels stoppte sie.
»Hier bin ich immer«, sagte sie. Dabei streckte sie ihren Arm aus und deutete nach unten.
»Wo?«
»Sie müssen schon näherkommen«, lautete die Antwort.
Ich bedachte sie mit einem schnellen Blick. Sollte das etwa eine Falle sein?
Sicherheitshalber schlug ich einen Halbkreis, damit ich schon früher

erkennen konnte, was hinter dem Erdhügel lag.
Das sah ich auch.
Ein Loch.
Kein Grab, sondern ein regelrechtes Loch, durch das sich jemand nach oben an die Oberfläche gewühlt hatte.
Wahrscheinlich dieser weibliche Zombie.
»Zufrieden?« fragte die Untote.
»Noch nicht ganz«, erwiderte ich und machte einen weiteren Schritt. Das war mein Verhängnis. Ich mußte dabei dicht an einem dieser Ziersträucher vorbei und berührte einen verborgenen Kontakt.
Neben mir hörte ich ein Surren, wollte noch weg, als die Falle im wahrsten Sinne des Wortes zuschnappte.
Es war ein Fangeisen.
Plötzlich spürte ich den Schmerz an meinem rechten Bein, wurde umgerissen, fiel gegen den Kugelstrauch und rutschte zu Boden, wobei das Fangeisen mit seinen mörderischen Zähnen meinen Schuh festhielt.
»Reingelegt!« höhnte die Blonde und ließ ein satanisches Lachen folgen…

***

Lady Sarahs Gesicht verzerrte sich. Weit riß sie den Mund auf, die Augen wollten aus den Höhlen springen. Hektische, rote Flecken tanzten auf ihren Wangen, und das Herz pochte plötzlich doppelt so schnell wie normal.
Zu schaurig war der Anblick dieser Skeletthand.
Eine Knochenklaue, die lebte, denn Lady Sarah sah genau, wie sich die Finger bewegten. Als würden sie über die Tasten eines Klaviers gleiten, so kam der Horror-Oma es vor, und sie schüttelte sich in der plötzlichen Angst.
Wer hatte sich dort verborgen?
Sie sollte es bald erfahren, denn es blieb nicht bei der bleichen Knochenhand. Einen Herzschlag später glitt sie weiter in die Höhe, und ein Arm folgte.
Dann ein Teil von der Schulterspeiche, und schließlich sah Mrs. Goldwyn auch den Kopf.
Es war ein Skelettschädel mit leeren Augenhöhlen, einer offenen Mundhöhle und zwei Löchern, wo die Nase gesessen hatte.
Ein Skelett, das lebte!
Die Knochen wirkten gelblich bleich, und sie leuchteten ein wenig, das konnte Lady Sarah erkennen, weil es im Wagen düster war.
Ein lebendes Skelett hatte in diesem Wagen gelauert, der für Lady Sarah zu einer tödlichen Falle geworden war, denn sie konnte nicht raus, die Türen waren verriegelt.

Fieberhaft suchte sie nach einer Möglichkeit, dem Monstrum dennoch zu entkommen.
Sie hatte ihren Schmuck zu Hause lassen müssen. Lady Sarah Goldwyn trug mit Vorliebe Ketten. Um nicht aufzufallen, hatte sie sich schweren Herzens entschlossen, sie nicht mitzunehmen. Aber sie hatte nicht auf das kleine Kreuz verzichtet, das an einer dünnen Kette um ihren Hals hing.
Es war geweiht nur würde es das Skelett zerstören können? Lady Sarah wußte es nicht, sie hoffte es nur, und sie wich immer weiter vor dieser gräßlichen Gestalt zurück, bis sie in einer Ecke des Fonds saß und nicht mehr weiter konnte.
Sie wunderte sich, wie geschmeidig sich das Skelett bewegte. Es stieg über die Ablage, streckte seine Knochenarme aus und berührte mit den schimmlig wirkenden Fingern das kostbare Leder auf dem Sitz. Dabei hatte es seinen Kopf so gedreht, daß es Lady Sarah ins Gesicht schauen konnte.
»Geh weg!« flüsterte die Horror-Oma. »Bitte geh weg. Ich will nichts von dir wissen…« Sie hatte gewaltige Angst bekommen, zitterte und bebte, wobei sie dennoch hoffte, daß von irgendeiner Stelle Hilfe kommen würde.
Aber wer sollte sich in diesem Parkhaus schon um sie kümmern. Es war leer, verwaist, nur die Status-Symbole der Menschen standen hier in Reih und Glied.
Nein, es gab kaum Plätze in einer Stadt wie London, wo man so allein war wie in diesem Parkhaus.
Das Skelett hatte sein Versteck jetzt ganz verlassen. Es drehte sich noch einmal zur Seite und konnte nun auf dem Sitz knien, wobei es Lady Sarah anschaute.
»Bitte«, flüsterte die Horror-Oma. »Geh weg! Was willst du von mir? Ich habe dir nichts getan…«
Diese schrecklichen Sekunden nervten sie. Selbst einer Frau wie Lady Sarah wurde es zuviel.
Das war Terror!
Es sollte noch schlimmer kommen, denn das Skelett konnte sich nicht nur bewegen, sondern auch reden.
Und es sprach mit der Stimme einer Frau. »Warum willst du mich wegschicken, Sarah?«
Es durchfuhr die Horror-Oma wie ein eisiger Schreck. Die Stimme kam ihr bekannt vor. Sie gehörte Florestine Everett, der verstorbenen Haushälterin der Lady Clarence und Sarah Goldwyns Freundin, deretwegen sie überhaupt in dieses unheimliche Haus gekommen war…

***

Diesmal war die Fahrt eine Sache von Minuten. Dann hatten Suko und die Beamten der Mordkommission den Tatort erreicht. Da die Landstraße überall fast gleich aussah, hatte sich Suko die Anordnung der Bäume gemerkt und gab dem Fahrer das Kommando zum Halten.

Die Wagen stoppten am Straßenrand.

Für eine wahnsinnig lange Sekunde hatte Suko Angst, daß die Leiche nicht mehr da war, doch er sah sich getäuscht. Der tote Vertreter lag in der gleichen Haltung wie zuvor.

Nur das Blut in seinem Gesicht war geronnen.

»Verdammt«, sagte der Leiter der MK. »Den hat es aber erwischt.«

»Ja, da hat jemand zweimal zugeschlagen.« Diesen Kommentar gab der Arzt. Mit einem Blick hatte er festgestellt, was geschehen war. »Zwei Wunden am Kopf.« Er kletterte in den Graben und beugte sich über den Toten. »Von einem spitzen Gegenstand stammen sie.«

»Was das gewesen sein könnte, wissen Sie nicht?« wollte der leitende Oberinspektor wissen.

»Nein, dazu muß ich ihn erst untersuchen.«

»Tun Sie das.«

Der Fotograf schoß inzwischen die ersten Fotos. Suko stand ein wenig abseits. Er starrte ins Leere und schaute den vorbeifahrenden Autos nach, deren Fahrer sich die Köpfe fast ausrenkten, als sie die Polizeiwagen erkannten.

»Was ist mit Ihnen?« Der Oberinspektor sprach seinen Kollegen an.

Suko hob die Schultern. »Ich denke nach.«

»Über den Fall?«

»Sicher.«

»Ist Ihnen dazu etwas eingefallen?« Der Beamte holte ein Päckchen Zigaretten hervor und bot dem Chinesen auch ein Stäbchen an, doch Suko schüttelte den Kopf.

»Eigentlich nicht«, erwiderte er. »Wieso eigentlich?«

»Der Mann im Bentley wird es nicht gewesen sein. So dumm ist kein Mensch.«

Da lachte der Oberinspektor. »Lehren Sie mich die Menschen kennen, mein Lieber?«

»Trotzdem, das hätte er sich nicht leisten können.«

»Wissen Sie seinen Namen?«

»Nein.«

»Aber er fährt einen blauen Bentley«, murmelte der Oberinspektor. »Das muß doch rauszukriegen sein.«

»Natürlich.«

»Na ja, wir werden uns darum kümmern. Oder wollen Sie den Fall haben?«

»Nein, Sir, ich nicht. Ich bin ja nur zufällig Zeuge geworden, denn ich befand mich auf der Fahrt nach London.«

»Zusammen mit Sinclair.«
»Richtig.«
»Wenn es keine Anhaltspunkte gibt, dann werden wir eben ermitteln. Das gibt eine Aufregung in Hampstead, die sich gewaschen hat. Bin gespannt, wie die Leute reagieren.«
Ich auch, dachte Suko, und er dachte auch daran, daß er vorhin gelogen hatte. Der Chinese besaß einen Anhaltspunkt. Ein Name war gefallen.
Lady Clarence…

***

Der Schmerz biß durch mein rechtes Bein, und für einen Augenblick traten wirklich Wasserschleier in meine Augen, und ich mußte die Zähne zusammenpressen.
Das Lachen der Untoten schallte mir in den Ohren. Ich kümmerte mich nicht darum, sondern schaute mir die Falle an.
Glück muß der Mensch haben. Dieses alte Sprichwort traf diesmal auf mich zu.
Die Falle hatte mich nicht richtig erwischt. Der Großteil ihrer Zinken war in den Schuh gehackt. Nur zwei Fangzähne waren so zugefallen, daß sie auch oberhalb meines Schuhs in den Fuß hieben. Noch sah ich kein Blut, das würde bestimmt kommen, doch zuvor wollte ich sehen, was die Untote unternahm.
Nichts.
Der weibliche Zombie hatte nicht das Weite gesucht, sondern sich versteckt. Bestimmt aus gutem Grund. Ich saß zwar in der Falle, bewaffnet war ich aber weiterhin. Und es würde mir auch gelingen, zu schießen. Allein aus diesem Grund war die Vorsicht der Untoten schon zu verstehen.
Mit dem Rücken war ich gegen einen dieser Kugelbäume gefallen, daran herabgerutscht und hatte mich gefangen, wobei ich nun auf dem Boden hockte.
Ich mußte diese verfluchte Falle loswerden. Diesmal hatte es mich erwischt. Suko war es vor langer Zeit ebenfalls so gegangen. Da war er in ein Fangeisen gelaufen und hatte sich gegen mehrere Zombies verteidigen müssen.[3]
Ich hatte nur einen Zombie gegen mich, aber ich dachte auch an den Ghoul, der in der Röhre verschwunden war. Auch er würde sich freuen, mich als Opfer zu bekommen.
Als mir das einfiel, drehte ich meinen Kopf und warf einen Blick nach hinten.
Ja, da war der Ghoul zu sehen. Er hatte sich aus der Tonröhre geschoben. Sein Kopf schaute hervor, mit dem Körper allerdings steckte er noch in der Röhre.

Die Beretta legte ich neben mich und kümmerte mich um das Fangeisen.

Es besaß zwei Hälften mit Haifischzähnen und war mit starken Federn versehen, gegen die meine Kraft wohl kaum ausreichte. Trotzdem versuchte ich es, umklammerte beide Hälften des Fangeisens und versuchte, sie auseinanderzubiegen. Mein Gesicht verzerrte sich dabei, ich setzte wirklich alles ein, und die Hälften bewegten sich auch, aber ich kriegte sie nicht so weit auf, daß ich meinen Fuß hätte hervorziehen können.

Und dann legte die Untote mich rein.

Leider war ich so mit meiner Befreiungsaktion beschäftigt, daß ich auf meine Gegnerin nicht achten konnte. Sie selbst machte es geschickt, denn sie hatte sich einen Spaten geholt. Erst als das Schaufelblatt gegen meine Beretta klirrte, wußte ich, was die Stunde geschlagen hatte, wurde aufmerksam und rollte mich herum.

Da befand sich die Waffe schon nicht mehr in meiner Reichweite. Ich hätte hinkriechen müssen. Sie war über den Rasen gerutscht, und ich hörte, wie die Blonde lachte.

Es war ein rauhes, gellendes Gelächter. Siegessicher, denn nun war sie die Stärkere.

Den Spaten hielt sie nach wie vor fest, als sie auf die Beretta zuging, um sie aufzuheben.

Das sollte sie nur versuchen. Meine Finger hielten längst den Dolchgriff umklammert. Als sich die Untote bücken wollte, riß ich den Dolch hervor, drehte ihn einmal, damit er die nötige Balance bekam und schleuderte ihn auf das Monstrum zu.

Tausendmal geübt, tausendmal getroffen. Auch hier traf ich. Allerdings nicht den weiblichen Zombie. Der Teufel mußte seine Hand im Spiel gehabt haben, denn als ich den geweihten Silberdolch losließ, da zog der Zombie den Spaten in die Höhe, so daß die Klinge nicht den Körper, sondern nur das metallene Blatt traf.

Der Klang, der bei dem Aufprall entstand, war für mich eine höllische Musik.

Ich verzog das Gesicht, als hätte ich in eine Zitrone gebissen. Das hatte mir noch gefehlt. Jetzt war ich die Beretta los und auch meinen Silberdolch. Langsam veränderte sich die Summe der Vorteile zu meinen Ungunsten.

Der Dolch lag nicht neben der Schußwaffe. Er war ein Stück weiter gelandet. Sein Silber schimmerte im grünen Gras. Die Untote würde sich hüten, ihn anzufassen, dafür konnte sie meine Waffe aufheben und mich erschießen.

Kein Problem.

Das wußte ich auch. Ferner wußte ich, daß ich den weiblichen Zombie unbedingt an seinen Aktionen hindern mußte. Fragte sich nur

wie. Mit der Hand konnte ich die Beretta nicht erreichen, sie lag dafür einfach zu weit weg und wenn doch, hätte mir die andere die Hand dabei abhacken können.

Blieb nur mein Kreuz.

Gern trennte ich mich davon nicht, aber ich sah keine andere Chance.

Zu meinem Glück bewegte sich der Zombie nicht so schnell, so gelang es mir, das Kreuz in die Hand zu bekommen und sogar noch zu zielen.

Ja, das mußte einfach klappen.

Die Untote beobachtete mich aus den Augenwinkeln. Als ich den rechten Arm hob, und das Kreuz in meiner Hand aufblitzte, da war sie gewarnt.

Mit einem Sprung warf sie sich zurück und hatte Glück, weil sie hinter einem der wohlgestutzten Büsche verschwinden konnte und ich kein Ziel mehr sah.

Wenigstens keines, das sich bewegte.

Langsam ließ ich den Arm sinken. Verdammt noch mal, das war eine Situation, die ich mir wirklich nicht herbeigesehnt hatte. Hinzu kamen die Schmerzen, denn je länger sich das Fangeisen um meinen Schuh befand, um so stärker drückten die eisernen Zähne. Glücklicherweise trug ich Schuhe aus dickem Leder, aber dicht über dem Knöchel hatte ein Zinken meinen Fuß verletzt. Mein Socken war bereits naß, weil Blut aus der Wunde strömte.

Da konnte ich nur die Zähne zusammenbeißen.

Ich drehte mich, denn ich wollte sehen, wo meine höllische Gegnerin steckte.

Sie lauerte irgendwo hinter einem der Büsche, denn es konnte durchaus sein, daß sie ihren Standort gewechselt hatte. Tief atmete ich ein. Was sollte ich machen?

Irgendwo war das Fangeisen im Boden befestigt. Mir war nicht bekannt, wieviel Spielraum ich besaß. Das kam auf einen Versuch an, also bewegte ich mich und streckte dabei meinen Körper, weil ich in Richtung Beretta kriechen wollte.

Der weibliche Zombie war verflucht schlau. Er erstickte meine Bemühungen bereits im Ansatz, denn kaum hatte ich mich bewegt, da sah ich, wie das helle Spatenblatt hinter dem Busch erschien und auf die Beretta zugeführt wurde.

Das wurde kriminell. Jetzt kam es darauf an, wer den Spaten zuerst erreichte.

Sie oder ich…

Ich bewegte mich schneller und keuchte auf, weil ein wilder Schmerz von meinem Fuß her hochzuckte. In der rechten Hand hielt ich weiterhin mein geweihtes Kreuz. Wenn alles nichts half, dann mußte

ich es werfen und zwar so, daß es auf der Beretta zur Ruhe kam.

Theorien, die Praxis sah anders aus, denn die Untote war schneller als ich.

Bevor ich knapp die Hälfte der Distanz überwunden hatte, berührte der Spaten bereits meine Beretta. Er tickte gegen sie, der Zombie gab Druck und schob die Waffe noch weiter.

Er hatte mich geleimt.

Jetzt lagen Beretta und Dolch ungefähr gleich weit von mir weg. Im Klartext hieß daß: unerreichbar.

Gleichzeitig spannte sich auch das Kontaktseil, mit dem das Fangeisen im Boden befestigt war und das ich auf meinem Weg berührt hatte. Ich kam nicht mehr weiter.

Meine Chancen sanken. Wie einen lebensrettenden Strohhalm umklammerte ich das Kreuz. Ich spürte seine beruhigende Wärme, doch in diesen Augenblicken beruhigte sie mich nicht, wenn ich ehrlich sein sollte. Ich hatte eher Angst.

Wie würde sich der Zombie verhalten?

Der Spaten verschwand. Langsam wurde er zurückgezogen. Ich vernahm das leise Kichern und merkte daran, wie siegessicher sich die Untote doch gab.

Auch ich zog mich wieder zurück. Hart preßte ich die Zähne aufeinander.

Es war wirklich nicht einfach, in diesen schrecklichen Minuten die Nerven zu behalten, denn einen Fehler konnte ich mir auf keinen Fall leisten.

Er wäre tödlich gewesen.

»Ich kriege dich…«

Die geflüsterten Worte hinter mir ließen einen Schauer über meinen Rücken rieseln. Für einen Moment krampfte sich bei mir alles zusammen, und mich packte der Schüttelfrost.

Langsam drehte ich den Kopf.

Fast zu langsam.

Aus dem Gebüsch schoß das Spatenblatt. Waagerecht wurde es geführt, und es hätte mich fast am Hals getroffen, wenn es mir nicht im letzten Augenblick gelungen wäre, mich zur Seite zu werfen. So verfehlte es mich knapp und wurde sofort wieder zurückgezogen, bevor ich nachgreifen konnte.

Jetzt war es besonders tragisch, daß ich keine Schußwaffe mehr bei mir trug. Ich hätte durch den Busch feuern können. Es war müßig, sich darüber weiterhin Gedanken zu machen, denn der »Spaß« ging weiter.

Das scharfe Spatenblatt hieb Teile des so wohlgestutzten Busches entzwei. Das Grünzeug flog mir um die Ohren, und ich sah wieder die gefährliche Waffe. Diesmal fuhr sie nicht waagerecht auf mich zu,

sondern schräg.

Ich rollte mich zur Seite, achtete dabei nicht auf die Schmerzen in meinem Fuß und sah aus den Augenwinkeln, wie das blanke Blatt dicht hinter meinem Rücken in den weichen Boden rammte.

Mit der linken Hand griff ich zu.

Leider um einen Sekundenbruchteil zu spät. Meine Finger glitten zwar noch über den blanken Stiel, sie rutschten allerdings ab, weil meine Gegnerin den Spaten so rasch wieder zurückzog und ich abermals das Nachsehen hatte.

Sofort kam der dritte Angriff.

Wie ein Stehaufmännchen ließ ich mich auf den Rücken fallen, nur kam ich nicht sofort wieder hoch, sondern hatte nur meine Arme schützend vor das Gesicht gehalten.

Diesmal hieb das Blatt auf meine Brust. Gott sei Dank mit der flachen Seite, die schärfere Schneide zerfetzte nur mein Hemd und hinterließ einen kleinen Riß auf der Haut, was nicht weiter tragisch war.

Augenblicklich rollte ich mich wieder herum, gab mir Schwung und kam hoch.

Wenn sie jetzt zustach, konnte ich kaum noch ausweichen. Das tat die Untote nicht. Statt dessen hörte ich ihre Schritte. Die Füße schlugen dumpf auf den Rasen. Ich drehte mich nach links und sah meine Gegnerin hinter dem Gebüsch hervorkommen.

Sie hatte den Spaten fallen lassen, er war ihr wohl nicht sicher genug.

Dafür dachte sie an die Beretta. So rasch es ging, lief sie auf die Pistole zu und riß sie an sich.

Es war eine Sache, die sich innerhalb von Sekunden entscheiden mußte. Wenn sie schoß, konnte sie mich überhaupt nicht verfehlen, denn die Distanz war zu kurz.

Ich erlebte alles wie mit einer Zeitverzögerung. Die blondhaarige Untote hatte sich gedreht, ihr Mund stand offen, das Gesicht war zur Grimasse verzerrt, und sie hielt meine Beretta mit beiden Händen umklammert, damit sie den Schuß auch nicht verriß, wenn sie feuerte.

Der weibliche Zombie schwang herum.

Und mit ihr die Waffe.

Ich schaute plötzlich in die Mündung. Mir wurde heiß und kalt zu gleich und ich entschloß mich zu einer Verzweiflungsaktion.

Wahnsinn! Ich mußte schneller sein als eine Kugel.

Mit aller Kraft warf ich das Kreuz. Sie konnte mich kaum verfehlen, ich ebenfalls nicht.

Das Kreuz befand sich noch auf dem Weg, als sie abdrückte. Doch sie mußte in dieser kurzen Zeitspanne den Schrecken gespürt haben, der sich ihr näherte, denn sie wollte noch ausweichen und verriß dabei die Waffe.

Ich sah die Feuerblume, hörte auch den peitschenden Abschuß, aber die Kugel jaulte an mir vorbei und senste hinter mir in einen dieser gepflegten Kugelbäume.

Da wurde sie getroffen.

Auf die Brust hatte ich gezielt. Da sich die Untote jedoch duckte, traf das Kreuz ihren Kopf. Es wühlte sich förmlich in die dichte Haarflut hinein, blieb zwar nicht stecken, aber es rutschte langsam an der linken Seite herab.

Das Silber war für Wesen aus der Finsternis mörderisch. Es zerstörte sie radikal.

Wie auch hier.

Die Schreie hörten sich schaurig an. Dabei richtete die Untote sich auf und stellte sich auf die Zehenspitzen. Ihre rechte Faust öffnete sich, die Beretta glitt hervor und blieb neben ihrem Fuß im Gras liegen.

Die Blonde taumelte zurück. In den Knien sackte sie zuerst ein, und ich sah, wie aus ihrem Gesicht plötzlich ein Zerrbild des Schreckens wurde.

Die Haut nahm einen grauen Ton an, erinnerte mich dabei an Asche, und jemand schien von hinten ihre Augen aus den Höhlen zu drücken, die wie Glasmurmeln aussahen.

Das Haar zerfiel, und auch das Gesicht blieb nicht grau, sondern wurde schwarz, um auseinander zu bröckeln.

Es war ein schauriger Anblick, und er wurde noch schlimmer, denn aus dem Mund und den Nasenlöchern quoll grünlicher Dampf. Er stank nach verbranntem Fleisch, als er mir entgegengeweht wurde.

Ich habe schon zahlreiche Geschöpfe der Finsternis sterben sehen, gewöhnen konnte ich mich daran nie. Wie auch hier überfiel mich selbst ein Schütteln, und es hörte erst auf, als der weibliche Zombie schwer zu Boden fiel, dumpf aufschlug und liegenblieb, wobei der Zerfallsprozeß weiterging.

Das war’s.

Einen Gegner hatte ich besiegt, doch den Ghoul hatte ich nicht vergessen. Wahrscheinlich würde er es jetzt versuchen. Ich schaute dorthin, wo sich die Röhre befand.

Keine Spur von dem Ghoul. Vielleicht hatte ihn das Schicksal des Zombies gewarnt, und er hielt sich erst einmal zurück. Diese Abwässerröhren mußten für ihn ja ein idealer Schlupfwinkel gewesen sein. Da konnte er sich kreuz und quer innerhalb der Erde bewegen, ohne gesehen zu werden.

Das alles war jetzt egal, ich mußte zusehen, daß ich dieses verfluchte Fangeisen von meinem rechten Fuß bekam. Hoffentlich kam ich gegen den Gegendruck der dicken Federn an, leicht war es sicherlich nicht, daß hatte ich gleich beim ersten Versuch festgestellt.

Ich gab mein Bestes.
Beide Hände nahm ich zu Hilfe, drückte so fest es ging. Der Schweiß lag auf meinem Gesicht, aber es gelang mir nicht, das Fangeisen auseinanderzubiegen.
Pech…
Erschöpft ließ ich mich fallen. Meine Arme zitterten vor der Anstrengung.
Der rechte Socken war naß. Blut hatte ihn getränkt. Ich schaute mir die Wunde genau an, konnte jedoch nicht viel erkennen. Es war zum Glück keine Ader verletzt worden, dafür ein Knochen.
Ein erneuter Versuch. Das Aufrichten, die beiden Hälften packen und sie auseinanderzuziehen versuchen.
Das klappte nicht. Allerdings nicht aus den gleichen Gründen wie bei den vorherigen Versuchen, sondern aus einem anderen.
Vor dem Haus war ein Wagen vorgefahren.
Da es still war, konnte ich sogar das Motorengeräusch hören. Es kam mir sehr bekannt vor, denn der Wagen, der vor dem Haus gehalten hatte, war ein Bentley.
Ich bekam Besuch…

***

Sarah Goldwyn wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Oder einfach nur schreien, denn was sie eingeschlossen innerhalb des Wagens erlebte, war der blanke Horror.
Ein Skelett sprach mit ihr. Zudem mit der Stimme einer Frau, deretwegen sie überhaupt die Stellung angenommen hatte. Eine Tote war nicht tot oder doch?
»Ich sehe dich erstaunt, meine liebe Sarah«, sagte Florestine Everett.
»In der Tat.«
»Ja, es ist ungewöhnlich.«
Sarah Goldwyn hatte das Gefühl, einen Traum zu erleben. Sicher, sie war nicht ganz »unbeleckt«, was Geister und Wesen der Finsternis anging. Sie hatte schon Werwölfe erlebt, war mit einem Zombie-Bus gefahren, man hatte sie in eine Verbrennungskammer gesteckt, und sie hatte die Magie eines unheimlichen Druidenfriedhofs erlebt, doch was hier geschah, das machte ihr Angst. In diesen Augenblicken wurde sie persönlich von dem Unwahrscheinlichen betroffen.
Ein Zittern konnte sie nicht vermeiden, weil es ihr nicht gelang, das Erlebte so einfach zu verkraften.
»Warum schweigst du?« fragte das Skelett, das einmal Florestine gewesen war. Ihre Stimme drang irgendwo aus dem Knochenkopf, und Lady Sarah nahm an, daß es der Mund war.
Die Horror-Oma schluckte.
»Was…was soll ich sagen?« gab sie stockend zurück. »Ich bin einfach

sprachlos. Du…du bist doch tot - oder?«

»Ja und nein.«

»Aber du hast mir einen Brief geschrieben.«

»Sicher. Da war ich auch noch normal. Ich wußte nicht, an wen ich mich hätte wenden sollen, du warst die einzige. Ich weiß, daß du Courage hast und daß nur du den Fall lösen kannst.«

»Ich?« Lady Sarahs Stimme klang schrill. »Was soll ich machen? Sieh dich um, man hat mich eingesperrt.«

»Nicht wegen dir, sondern wegen mir.«

»Das kann ich nicht glauben!«

»Du mußt es, denn sie haben Angst, daß ich ihnen laufen gehe. Ich will nicht…«

Lady Sarah holte tief Luft, bevor sie das Wesen unterbrach, das einmal Florestine gewesen war. »Du hast vorhin von einem Fall gesprochen. Welcher Fall ist es?«

»Der einer Lady Clarence.«

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist gefährlich. Unheimlich gefährlich sogar, denn sie ist kein Mensch.«

»Eine Untote?«

»So kann man es vielleicht nennen. Aber es gibt ein anderes Wort für sie. Hexe!«

»Eine Hexe?« flüsterte Sarah Goldwyn.

»Ja, eine Hexe, und sie ist sehr alt. Über 100 Jahre.«

»Hat sie denn immer in dem Haus gewohnt?«

»Ja und nein. Soviel ich weiß, hat man sie im Keller eingemauert. Aber dann wurde das Haus von einem jungen Ehepaar gekauft. Im Anfang ging alles gut, bis sie auf die Idee kamen, den Keller umzubauen. Der Mann mußte eine Mauer einreißen. Als er das tat, wurde der unselige Geist der Hexe frei. Aber nicht nur der Geist, auch der Körper. Das Ehepaar hatte keine Chance. Grausam schlug die Hexe zu. Sie vernichtete die beiden und machte sie zu Dämonen. Die Frau wurde zu einer Untoten, der Mann nahm die Gestalt eines Ghouls an…«

Lady Sarah öffnete den Mund. Bevor sie einen Schrei ausstoßen konnte, legte sie ihre Hand gegen die Lippen.

»Ja, es ist schrecklich«, sagte das Skelett.

»Aber wieso bist du so geworden?« hauchte die Horror-Oma. »Wie bist du überhaupt in das Haus gekommen?«

»Eine gute Frage, Sarah. Weil die andere eine Haushälterin suchte, deshalb. Sie wollte die Arbeit nicht allein machen. Und ich hatte London satt, wollte etwas aufs Land, da kam mir dieses Angebot gerade recht. Ich bin hingefahren und wurde eingestellt. Eine Weile ging alles gut, doch dann merkte ich, daß etwas nicht stimmte und

stellte Lady Clarence zur Rede. Sie stritt nichts ab. Das war an dem Tage, wo ich dir den Brief schrieb. Ich merkte die plötzliche Gefahr, wollte weg, aber sie ließen mich nicht, sondern lockten mich in den Keller. Dort gibt es noch immer die Nische, in der die Hexe über 100 Jahre verbracht hatte. Sie ist angefüllt mit einer schlimmen Magie. Das bekam ich zu spüren. Ich mußte erleben, wie sich mein Fleisch vom Körper löste und ich zu einem Skelett wurde, während die anderen zuschauten. Danach bekam ich meinen Platz dort, wo auch der weibliche Zombie und der Ghoul hausen. Im Garten. Drei Leichen im Garten«, sagte Florestine Everett. »Sie hat tatsächlich drei Leichen im Garten. Unter der Erde.«

»Und warum hat man dich mitgenommen?«

»Weil ich nicht so eingeschlagen bin, wie sie es sich vorgestellt haben.«

»Das verstehe ich nicht«, gab Lady Sarah zu.

»Laß es mich dir erklären, meine Liebe. Du siehst zwar ein Skelett vor dir, aber mich hat der unselige Geist der Hexe nicht fassen können. Ich bin menschlich geblieben. Das heißt, ich fühle und denke wie die Menschen, und ich kann den Horror verstehen, den du empfunden hast. Ich wehre mich auch jetzt noch gegen den Zustand, aber ich kann nichts ändern. Die anderen sind zu stark. Wie oft bin ich ausgebrochen, ich wollte nicht in der feuchten Erde liegen, doch meine Peiniger fingen mich immer wieder ein. Ich kann mich ja nicht unter Menschen wagen, sie würden sich zu Tode erschrecken. Zudem würde ich sie auf die Spur der Lady Clarence bringen. Das ist verständlich nicht wahr?«

Die Horror-Oma nickte. In der Tat mußte die andere Seite dafür sorgen, daß das Skelett den höllischen Reigen nicht verließ. Als dritte Leiche im Garten mußte es weiter existieren. »Und was ist mit den beiden anderen, dem Ehepaar?«

»Es ist voll dabei.«

»Dann hat bei ihnen die Magie gewirkt?«

»Ja.«

Durch die Nase holte Lady Sarah Luft. Sie spürte den kalten Schweiß auf ihrer Oberlippe, und sie fühlte sich dieser Situation hilflos gegenüber.

Trotzdem fragte sie: »Was kann ich für dich tun, Florestine? Sag es bitte…«

»Gar nichts, Sarah.«

»Aber du kannst nicht immer…«

»Doch, ich kann. Ich muß sogar. Glaub mir, ein Zurück gibt es für mich nicht. Ich habe mein Anrecht auf ein normales Leben endgültig verloren. Zurück kann ich nicht mehr. Ich werde für alle Zeiten als Skelett existieren…«

»Es sei denn, da kommt jemand und erlöst dich.«
»Das stimmt«, drang es aus dem knöchernen Schädel. »Aber kennst du so einen?«
Sarah Goldwyn nickte gedankenverloren. »Diesen Mann gibt es, Florestine. Er ist sogar ein Freund von mir. Sein Name lautet John Sinclair. Er ist Oberinspektor bei Scotland Yard, und seine Freunde haben ihm den Spitznamen Geisterjäger gegeben, der inzwischen zu einem Begriff bei den Schwarzblütlern geworden ist. John Sinclair könnte dich erlösen. Er besitzt die Waffen.«
»Dann hol ihn!«
»Wie? Ich komme hier nicht weg. Ich stehe unter Kontrolle…«
»Schreibe auch einen Brief. Aber schnell. Am besten noch heute, denn es wird immer schlimmer mit mir.«
»Wieso?«
»Ich merke, wie das andere von mir Besitz ergreift. Mein menschliches Denken und Fühlen tritt stärker in den Hintergrund. Die Schwarze Magie, die in Haus und Garten lauert, ist wie ein Gift. Keiner kann ihr entkommen, auch ich nicht. Du wirst es auch nicht können, wenn du nicht schnell genug handelst. Das Haus ist gefährlich. Wie auch seine Bewohner, denn nicht umsonst fühlen sich Lady Clarence und Serge so wohl dort.«
»Serge, richtig. Was ist mit ihm? Ist er auch ein Dämon?«
»Nein, ein Mensch, aber er ist der Lady hündisch ergeben, denn sie hat ihn vom Jahrmarkt geholt, wo der Schausteller mit ihm und seiner Kraft Geschäfte machte. Die Frau hat ihn abgekauft und in ihr Haus genommen. Serge tut für die Lady alles. Er ist ihr Beschützer, ihr Leibwächter, und er würde auch für sie sterben.«
»So kam er mir vor«, erwiderte Sarah Goldwyn.
Plötzlich zog sich das Skelett zurück. Es drehte den Kopf und preßte sich gegen den Sitz. Die Horror-Oma merkte sofort, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Bevor sie eine Frage stellen konnte, sagte das Skelett: »Sie kommen zurück.«
»Und jetzt?«
Das Lachen hörte sich kratzig und dumpf an. »Ich werde wieder in meinem Versteck untertauchen. Und kein Wort zu den anderen, daß ich dir alles berichtet habe.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Wie schon zuvor bewegte sich das Skelett geschickt an der Rückenlehne hoch und verschwand in der offenen Ablage. Lady Sarah hörte es noch rumoren, dann war es still.
Sie saß wieder allein im Wagen.
Geistesabwesend schaute sie nach vorn. Die vergangenen Minuten kamen ihr wie ein böser Traum vor. Aber es war kein Traum, sie hatte das alles erlebt. Über ihren Rücken rann eine Gänsehaut. Hoffentlich

merkten die anderen nichts davon. Sie mußte sich zwingen, ruhig zu bleiben, als die beiden Gestalten an der Seite des Wagens auftauchten.

Lady Clarence hatte eingekauft. Ihr Zerberus trug die Pakete und Tüten.

Er schloß den Wagen auf, ließ Lady Clarence einsteigen und verstaute die Einkäufe im Kofferraum.

Prüfend schaute Lady Clarence ihre Haushälterin an. »Sie sehen schlecht aus, Sarah. War etwas?«

»Die Luft.«

Die Hexe lachte. »Ja, sie ist nicht gut, das stimmt. Aber wir mußten abschließen, schließlich sollten Sie nicht weglaufen, wo Sie es doch so gut bei uns haben.«

Die Horror-Oma nickte.

Dann stieg Serge ein. Er drehte sich um und fragte: »Bleibt es dabei?«

»Ja.«

Er nickte und startete.

Lady Clarence sagte: »Sie haben Glück, Sarah, wir fahren zurück nach Hampstead. Die anderen Besorgungen erledigen wir in den nächsten Tagen.«

»Wie Sie wünschen, Lady Clarence.«

»Was denn sonst?« giftete die Hexe. »Was denn sonst?« Dann lachte sie und rieb sich die Hände, während ihr die Horror-Oma die Pest an den Hals wünschte…

***

Kam jetzt der Besitzer des Hauses? Der wahre Besitzer, meine ich, denn die Untote hatte mir sicherlich einen Bären aufgebunden, als sie von den Eigentumsverhältnissen sprach.

Ich ließ das Fangeisen los und drehte mich so, daß ich an der Seite des Hauses vorbeischauen konnte. Zwar wurde mir die direkte Sicht von Bäumen genommen, aber ich hörte Stimmen.

Die einer Frau klang besonders schrill. »Bring die Pakete schon ins Haus, Serge.«

»Ja, Lady Clarence.«

Ich zuckte zusammen. Der Mann hatte ziemlich laut gesprochen, so daß ich seine Stimme erkannte. Es war der »freundliche« Anhalter, der Suko, den Vertreter und mich hatte mitnehmen wollen.

Nun traf ich ihn wieder.

Hier also wohnte er, und ich erinnerte mich auch an den Namen Lady Clarence. Er hatte ihn erwähnt. Mir schien es, als würden hier die Fäden des geheimnisvollen Falles zusammenlaufen.

In den Garten kam niemand. Dafür wurde in dem Raum mit dem großen Fenster das Licht angeknipst. Ein Teil des Scheins fiel auch in den Garten, wo er sich mit dem Tageslicht vermischte, denn die

Dunkelheit war inzwischen längst verschwunden.

Der Ghoul zeigte sich nach wie vor nicht. Ich schaute auch nicht auf die Röhre, sondern behielt das Fenster unter Kontrolle. Als Schemen sah ich die Gestalt eines Mannes. Er machte jedoch keinerlei Anstalten, näher an die Scheibe heranzutreten, sondern verschwand im Hintergrund des Raumes und ließ zwei Frauen zurück.

Eine von ihnen war sicherlich Lady Clarence. Wer die andere war, wußte ich nicht. Es war einfach zu schwer, etwas zu erkennen, glaubte jedoch an eine ältere Person, wenigstens den Bewegungen nach zu schließen.

Auch die Frau ging.

Dafür näherte sich die zweite dem Fenster. Sie schaute auch in den Garten.

Und sie sah mich.

Sie mußte mich gesehen haben, denn sie verhielt sich so anders. Ihre Bewegungen erstarrten, sie froren regelrecht ein, wobei sie durch die Scheibe starrte.

Sehr dicht hatte sie ihr Gesicht an das Glas gebracht. Ich sah es als einen hellen Kreis.

Zwei, drei Sekunden geschah nichts.

Dann flog sie herum. Sie schrie etwas, das ich nicht verstand, und einen Augenblick später erschien der Mann im Raum. Die Frau packte seinen Arm und zerrte ihn zum Fenster.

Auch der Kerl schaute nach draußen. Hatte er mich erkannt?

Wahrscheinlich, denn er sagte irgend etwas zu der Frau, die daraufhin den Arm ausstreckte und in den Garten deutete.

Die gläserne Fassade bestand nicht nur aus einem Fenster, eine Tür war ebenfalls abgeteilt. Sehr schmal allerdings und dicht an der rechten Seite.

Der Mann riß die Tür auf.

Dann kam er.

Er war wirklich ein Schrank. Ungemein breit und massig. Seinen Kopf hatte er vorgereckt, die Augen waren leicht zusammengekniffen, die Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers wie Pendel herab. Jetzt ärgerte ich mich noch mehr, daß ich nicht an meine Waffen herankam.

Sie lagen unerreichbar für mich.

Die Frau, das mußte Lady Clarence sein, stand in der offenen Tür und schaute zu, wie ihr Leibwächter einen Schritt vor mir stoppte.

Ich versuchte es auf die lässige Art und grinste ihn an. »Wollen Sie mir nicht das verdammte Ding abnehmen?«

Er schaute mich an, verzog die Mundwinkel, stülpte dann die Lippen vor und spie zu Boden. Das reichte als Antwort. Nun wußte ich genau, was ich von diesem Menschenfreund zu erwarten hatte.

Von der Tür her keifte die Frau. »Was liegt da auf dem Boden, Serge?«
Er drehte sich um. »Waffen, auch ein Kreuz!«
Da drang ein wilder Fluch über die Lippen der Frau, und sie fuhr zurück.
Aus dem Zimmer brüllte sie: »Nimm sofort das Zeug weg und wirf es fort!«
»Jawohl, Mylady.«
Ich runzelte die Stirn. Die Frau hatte Angst vor meinen Waffen gezeigt.
Vor allen Dingen interessierte sie das Kreuz im negativen Sinne. Sollte sie etwa einen Grund dafür haben?
Serge tat, was man ihm geheißen hatte. Er bückte sich und hob die Waffen auf. Als er die Beretta in der Hand wog, grinste er, fuhr herum und legte auf mich an.
Mein Herz übersprang einen Schlag. Ich mußte kalkweiß geworden sein, denn er lachte. »Keine Angst, Mister. So leicht erledige ich dich nicht. Dein Tod wird härter sein.«
Dann hob er den Kopf auf. Er nickte anerkennend. »Eine feine Waffe, wirklich.« Das Kreuz folgte. Er warf es allerdings nicht weg, sondern steckte es in die Innentasche seiner Jacke.
Nur noch die Beretta hielt er, als er auf mich zukam. Das Fangeisen hatte noch immer meinen Fuß umklammert. Serge zögerte einen Moment, nickte dann und bückte sich. »Wag es nur nicht!« warnte er mich, als er die Beutewaffe zu Boden legen und die beiden Hälften des Fangeisens packte.
Ich schwieg dazu.
Dann drückte er die verdammte Falle auf. Das geschah mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit. Serge hatte wirklich immense Kräfte. Ich zog hastig meinen Fuß zurück, und die Falle klappte wieder zusammen. Endlich war ich frei.
Sofort nahm Serge die Waffe auf und zielte auf mich. Dabei dachte ich nicht daran, etwas zu unternehmen. Dazu schmerzte mir mein rechter Fuß zu stark.
»Komm hoch, du Stinktier!« fuhr Serge mich an.
»Sicher, sicher«, erwiderte ich keuchend, drehte mich auf dem Boden, stützte mich ab und wuchtete mich auf die Füße. Füße war gut. Als ich mit dem rechten auftrat, schoß eine Schmerzwelle bis hoch in die Wade.
Um Serge keine Schwäche zu zeigen, biß ich die Zähne hart zusammen.
»Wie geht es weiter?«
»Zum Haus!«
»Hier an der Rückseite?«

»Ja, ich will dich der Lady vorstellen.« Er lachte. »Du hättest dich um andere Dinge kümmern sollen.«

»Ich liebe nun mal Skelette.«

»Das ist nun vorbei.«

Es war kein gutes Gefühl, diesem Menschen den Rücken zuzudrehen, mir blieb nichts anderes übrig. Vor Serge und dem Waffenlauf humpelte ich her, dabei immer darauf bedacht, meinen rechten Fuß nicht allzu stark zu belasten.

Der Rasen war weich. Auf dem Weg kam ich etwas besser voran. Ich bewegte die Zehen an meinem rechten Fuß. Es schmerzte zwar, aber ich hatte Gefühl, und das war wichtig.

Dann ging ich ins Haus. Schleppend gelangte ich nur über die Schwelle, hielt mich dabei am Rand fest und stand schließlich innerhalb des großen Wohnzimmers.

Dort schaute ich mich erst einmal um.

Lady Clarence stand inmitten ihres alten Plunders. Es waren keine kostbaren Antiquitäten, sondern tatsächlich alte, leicht brüchige Möbel, dekoriert mit verschlissenen Häkeldeckchen und buntem Kitschporzellan. Das Zimmer war vollgestopft, und wie eine geschminkte Greisin kam mir die Frau vor, die sich dicht neben einer eingeschalteten Stehlampe aufhielt, so daß ihre linke Gesichtshälfte von dem gelblichen Licht beschienen wurde.

Aus kalten, gefühllosen Augen fixierte sie mich. Mir fiel ein, daß sie vor dem Kreuz Angst hatte, und ich fragte mich, ob sie tatsächlich ein Mensch war und nicht irgendein Schwarzblütler.

Wahrscheinlich traf letzteres zu, doch Serge war ein Mensch, sonst hätte er meine weißmagischen Waffen nicht berühren können.

Lady Clarence konnte nicht normal stehen. Sie mußte einen Stock zu Hilfe nehmen. Mit dessen Spitze stieß sie hart auf den Boden. »Wer bist du?« herrschte sie mich an.

»Ich heiße John Sinclair.«

»Und?«

»Habe mich verlaufen.«

In ihren Augen sah ich einen grünen Schimmer der Wut. »Verlaufen, verlaufen, du lügst, du Bastard.«

Die Rolle, hier weiterhin den Harmlosen zu spielen, gefiel mir gut.

»Wirklich nicht. Ich lüge Ihnen hier nichts vor. Ich habe mich verlaufen. Das ganze Pech fing mit dem verdammten Zug an, der auf einmal nicht mehr weiterfahren konnte. Mein Freund und ein Mitreisender sind zur Straße gelaufen, um ein Taxi anzuhalten. Wir bekamen keines, aber Ihr Fahrer war so freundlich, anzuhalten und uns mitzunehmen.«

»Und dann sind Sie ausgestiegen«, sagte Serge.

»Wo?« keifte die Frau.

»Mitten auf der Strecke. Sie haben das Skelett gesehen.«

Die Frau brachte einen Fluch über die Lippen. »Diese verdammte Florestine. Nur Schwierigkeiten macht sie. Wie ist es denn weitergegangen?« Die Frage war nicht an mich, sondern an den schwergewichtigen Lakai gerichtet.

»Ganz einfach. Der Chinese und er verfolgten das Skelett. Ich blieb mit dem anderen zurück. Dann kam der Ghoul, wahrscheinlich wollte er das Skelett einfangen, sah den Vertreter und tötete ihn, bevor er verschwand. Ich konnte nichts machen.«

Wieder stieß Lady Clarence mit dem Stock auf. »Warum hast du mir davon nicht berichtet?«

»Ich hielt es nicht für wichtig.«

»Du hirnloser Affe. Natürlich ist es wichtig. Da ist ein Mord geschehen, und die Polizei wird im Ort herumschnüffeln, um Fragen zu stellen. Sie kommen auch zu uns, denn es gibt einen Zeugen. Oder hast du den anderen inzwischen gesehen?«

»Nein, das nicht.«

»Na also. Wir können uns auf etwas gefaßt machen. Verflucht auch. Immer dieser Ärger.«

In meinem Rücken hörte ich Serge schwer atmen. Der Anpfiff schien ihm in die Knochen gefahren zu sein, er wagte auch keinerlei Widerspruch zu geben.

Lady Clarence hob den Stock und schlug nach mir. Damit hatte ich nicht gerechnet und bekam den Treffer gegen die rechte Wange. »Du lügst!« zischte sie. »Du hast dich hier nicht einfach verlaufen. Nicht du, Sinclair.«

»Und wieso nicht?«

»Ich habe gesehen, welche Waffen auf dem Rasen lagen. Vor allen Dingen war es das Kreuz, das mich so faszinierte. Ich merkte sofort, daß es damit eine besondere Bedeutung hatte. So etwas trägt nicht jeder mit sich herum. Nur jemand, der damit auch umgehen kann. Und woher stammen die verbrannt wirkenden Reste im Garten? Wen hast du getötet?« Die Frau funkelte mich an, ihre roten Haare zitterten, als sie den Kopf bewegte.

Vormachen konnte ich ihr nichts, deshalb blieb ich bei der Wahrheit. »Ich habe eine blonde Untote erlöst«, erwiderte ich.

»Erlöst?« Sie kreischte wild und schlug wieder zu. Diesmal nahm ich den Kopf nach hinten, und die Gummispitze fehlte. Dafür spürte ich den Waffenlauf im Kreuz, und Serge drückte verdammt hart zu. »Bewege dich nicht mehr!«

Das hatte ich auch nicht vor und blieb kerzengerade stehen.

»Es braut sich etwas zusammen!« flüsterte die Frau. »Ich spürte es, ich fühle es. Wir müssen schnell handeln. Sehr schnell sogar. Serge, du weißt, was du zu tun hast?«

»Sicher. Er kommt in den Keller.« Der Mann hinter mir lachte röhrend und schlug mit der Faust gegen meine Schulter.

Die Alte aber funkelte mich an. »Was willst du werden, Sinclair? Ein Ghoul, ein Skelett, ein Zombie…?«

»Wenn, dann ein Werwolf«, erwiderte ich. »Darin habe ich Erfahrung.«

»Dir wird das Spotten vergehen, glaub mir. Ich mach dich fertig. Du kannst gegen mich nicht an, denn du bist waffenlos und ich eine Hexe. Ich zer…«

Was sie weiter sagen wollte, erfuhr ich nie, denn vom Flur her rief eine Stimme. »Möchten Sie jetzt Ihren Kaffee serviert haben, Lady Clarence?«

Ich bekam überhaupt nicht mit, was die Hexe antwortete, denn die Stimme der Ruferin hatte mich aufgeschreckt.

Die kannte ich. Aber das war nicht möglich, das konnte nicht sein. Sie hier?

Im nächsten Augenblick bekam ich die Bestätigung. In der offenen Wohnraumtür erschien Lady Sarah Goldwyn, die Horror-Oma!

***

Wahrscheinlich wußte sie nicht, daß man mich hier festhielt. Sie stand einfach da, schaute auf die Anwesenden, und dann sah sie mich.

Noch nie im Leben habe ich einen Menschen so erstaunt gucken sehen.

Die Gesichtszüge veränderten sich, sie nahmen andere Formen an, und ich hoffte nur, daß Lady Sarah meinen beschwörenden Blick bemerkte.

Wenn nicht, dann befand sie sich ebenfalls in akuter Lebensgefahr. Die anderen durften auf keinen Fall merken, daß wir uns kannten, dann war tatsächlich der Zug abgefahren.

Zum Glück reagierte Lady Clarence nicht so schnell. Sie drehte sich nur langsam. Als sie die Horror-Oma anschaute, hatte sich diese bereits wieder in der Gewalt.

»Ich will jetzt keinen Kaffee, verstanden!« zischte sie. »Entschuldigung. Es war nur, weil Sie auf der Fahrt davon gesprochen hatten. Und Ihr Gast? Möchte der Herr vielleicht…?«

Ich bewunderte Lady Sarahs Ruhe und auch ihr Einfühlungsvermögen.

Herrlich hatte sie das wieder hingebogen. Am liebsten hätte ich geklatscht. Für solche Gefühlsanwandlungen war die Lage allerdings viel zu ernst.

»Verschwinden Sie, Sarah! Gehen Sie in Ihr Zimmer! Ich rufe Sie, wenn ich Sie benötige.«

»Aber ich…«

»Kein Aber. Hauen Sie ab!«
»Sehr wohl, Mylady.« Und nicht nur ich hörte den Spott aus ihrer Stimme.
Die Hexe zuckte zusammen. »Haben Sie etwas gesagt?« forschte sie.
»Nein, Mylady, nur gedacht.«
»Dann ist es ja gut.«
Sarah Goldwyn ging. Bevor sie die Treppe hinaufstieg, drehte sie sich noch einmal um und nickte mir zu. Sie würde irgend etwas versuchen, das stand für mich fest. Fragte sich nur, ob sie sich dabei nicht übernahm, denn unsere Gegner waren höllisch gefährlich. Zum Glück hatten die Hexe und Serge nicht mitbekommen, das Lady Sarah und ich uns kannten. Nur - was tat sie hier in Dreiteufelsnamen? Welcher Wind hatte die Horror-Oma in dieses Haus geweht und ließ sie das Dienstmädchen spielen? Darauf hätte ich gern eine Antwort gewußt.
»Ist das auch eine Hexe?« fragte ich.
»Sarah?« Lady Clarence lachte krächzend. »Nein, eine Hexe ist sie nicht. Aber sie könnte leicht eine werden, wenn ich dafür sorge. Nur der Reihe nach. Erst bist du dran!«
»Und dann sie?«
»Das soll dich nicht mehr kümmern, Sinclair. Wir rechnen mit dir ab. Schaff ihn mir aus den Augen.«
Serge stieß mich vor. Dabei belastete ich meinen rechten Fuß zu stark und bekam wieder Schmerzen. Dieses widerliche Fangeisen hatte mir einiges angetan. Fehlten nur noch die Selbstschüsse.
Wir verließen den großen Wohnraum, hielten uns dann links, wo ein schmaler Gang angebaut war, an dessen Ende sich eine Tür befand. Die Treppe ließen wir rechts liegen. Sie bestand aus Holz und führte in die obere Etage. Am Ende glaubte ich, den Kopf der Lady Sarah zu sehen.
Sie behielt alles im Blickfeld.
Da die Tür nicht verschlossen war, mußte ich sie öffnen. Kühle Luft schlug mir entgegen, vermischt mit dem Gestank von brackigem Wasser.
Dieser Keller war feucht, das merkte ich sofort.
Die Steintreppe hatte wellige Stufen. Sie waren schon lebensgefährlich.
»Runter mit dir!« fauchte mich die Hexe an.
Damit es schneller ging, bekam ich von Serge einen Stoß in den Rücken. Mit dem rechten Fuß knickte ich weg und bekam das Übergewicht. Bevor ich mit dem Gesicht aufschlagen konnte, gelang es mir, mich am Handlauf festzuhalten.
Serge wollte mir folgen, da klingelte es an der Tür.
Der menschliche Riese blieb stehen und drehte den Kopf. Er schaute Lady Clarence an, die im offenen Türrechteck stand.

»Zurück!« zischte sie. »Wir wissen nicht, wer es ist. Vielleicht brauche ich dich.«
Geschmeidig glitt Serge die Stufen wieder hoch. Dann wurde die Tür zugerammt und abgeschlossen.
Ich befand mich noch auf der Treppe und mutterseelenallein in der absoluten Finsternis.
Ein paar Sekunden wartete ich und dachte über meine Chancen nach.
Die wirkungsvollen Waffen befanden sich nicht mehr in meinem Besitz.
Was ich bei mir trug, war Ersatzmunition und die magische Kreide. Nicht gerade viel, um gegen Wesen der Finsternis anzukämpfen.
Und noch etwas besaß ich.
Die Bleistiftleuchte. Sie war im Augenblick ein wertvoller Gegenstand, denn ohne sie tappte ich tatsächlich im Dunkeln.
Ich holte die schmale Lampe hervor, knipste sie an und leuchtete die Stufen hinab.
Der feine Strahl schnitt einen Lichttunnel in das Dunkel. Er traf auch ein Ziel.
Vor der Treppe hockte der Ghoul. Und ich war waffenlos!

***

Suko hatte den blauen Bentley entdeckt!
Das war gar nicht so einfach gewesen. Mit einem Wagen der Polizei war er bis an den Ortsrand von Hampstead gefahren worden und hatte sich von dort auf die Suche gemacht.
Nach zehn Minuten bereits gab er auf. So kam er nicht voran. Deshalb erkundigte er sich bei einem Passanten, der einer Bushaltestelle entgegenstrebte und sich wohl darüber ärgerte, daß er Arbeiten mußte, denn er zog ein brummiges Gesicht.
Trotzdem bekam Suko auf seine Frage eine Antwort.
»So einen Wagen fährt unter anderem die alte Clarence.«
»Und ist der blau?«
»Ja. Zumindest dunkel.«
Suko erkundigte sich noch nach der genauen Adresse und war losgetigert. Froh darüber, endlich ein Ziel vor Augen zu haben. Das Haus stand abseits der stark befahrenen Straßen. Er mußte durch einen kleinen Park, überquerte eine Brücke mit Eisengeländer, unter der ein Bach rauschte, und erreichte eine schmalere Straße, die vor ihm eine Kurve machte. Direkt dahinter sollte die Adresse sein.
Von nun an bewegte sich der Chinese vorsichtig. Ihm fiel auch die hohe Hecke auf, die zwar nicht das Haus umgab, dafür den Garten, der zum Grundstück gehörte.
Das Haus stand, von der Straße aus gesehen, nach hinten versetzt. Ein Vorgarten war nicht vorhanden, dafür ein Platz, auf dem

irgendwann mal Asche gelegen hatte. Jetzt allerdings war sie von kniehohem Unkraut überwuchert.

Vor dem Haus stand der Bentley.

Dunkelblau und mit der Schnauze zur Straße zu weisend. Da war Suko genau richtig.

Er pirschte sich näher. Dabei duckte er sich und sah zu, daß er vom Haus her gesehen immer durch den Wagen gedeckt war. Wenn sich allerdings jemand in den beiden oberen Etagen aufhielt, konnte dieser ihn ohne weiteres sehen.

Suko vertraute seinem guten Stern.

Die Fassade ließ er nie aus dem. Blick. Auch im Winter noch grüne Gewächse hatten sich am Mauerwerk hochgerankt. Sie bildeten einen Schutz und stellten einen idealen Nistplatz für Vögel dar. Zur Tür führte eine breite Stufe hoch, schon fast ein Podest.

Bis auf wenige Schritte hatte sich der Chinese dem Wagen genähert, als seine Aufmerksamkeit vom Kofferraum des Bentley in Anspruch genommen wurde, denn da tat sich etwas.

Die Haube bewegte sich!

Unter ihr mußte sich jemand befinden, der sich langsam nach oben drückte.

Bevor der andere ihn sah, huschte Suko vor und blieb neben der hinteren linken Tür des Wagens knien.

Dort wartete er ab. Allerdings richtete er sich so weit auf, daß er nicht nur durch die Seiten, sondern auch durch die Heckscheibe schauen konnte und mitbekam, wie der Deckel immer weiter hochgehoben wurde, bis er fast senkrecht stand.

Jetzt war dem Chinesen die Sicht allerdings verwehrt. Er konnte nicht erkennen, wer den Kofferraum verließ.

Einen Verdacht hatte er. Irgendwie rechnete er damit, daß es seinem Freund John Sinclair gelungen war, sich innerhalb des Kofferraums zu verstecken. Da er jedoch keine Gewißheit besaß, blieb er vorerst in seiner Stellung.

Das war gut so, denn eine Knochenhand besaß der Geisterjäger nicht.

Es sei denn, er hätte sich verändert. Die Hand umfaßte den Deckel und drückte ihn nach unten.

Er schwappte zu.

Suko hielt die Luft an, denn er sah den unheimlichen Gast sehr deutlich.

Es war das Skelett.

Ein abgebrühtes Wesen, dem es tatsächlich nichts ausmachte, bei hellem Tageslicht sein Versteck zu verlassen. Allerdings wurde die Straße hier auch nur wenig befahren. In der Zeit, in der Suko sich vor dem Haus aufhielt, war kein Wagen vorbeigekommen.

Das Skelett hatte freie Bahn.

Es schaute sich auch gar nicht groß um, sondern strebte dem Hauseingang zu.

Suko hinterher.

Im Entengang bewegte er sich um den Bentley herum, lief parallel zur breiten Seite des Kofferraums entlang und schlich hinter dem Knöchernen her.

Der merkte nichts.

Suko wollte es kurz machen. Er ließ die Beretta stecken und zog seine Dämonenpeitsche.. Während er ging, schlug er einmal einen Kreis über den Boden, und aus dem Griff rutschten die drei Riemen.

Sie bestanden aus einem besonderen Material. Aus der Haut eines Dämons waren sie gefertigt worden. Welcher Dämon das gewesen war, wußte Suko allerdings nicht. Er hoffte jedoch, es irgendwann einmal herauszubekommen.

Das Skelett hatte jetzt die einzige Treppenstufe erreicht. Es hob das rechte Knochenbein, setzte es auf die Platte und wollte das linke nachziehen, als Suko einen Zischlaut ausstieß.

Der Knöcherne schien zu vereisen. Dann jedoch drehte er sich herum.

Suko starrte in einen Totenschädel mit leeren Augenhöhlen, einem offenen Schlund als Mund und in zwei Löcher, wo einmal die Nase gewesen war.

Breitbeinig stand der Chinese vor dem Monstrum, die Peitsche ausgefahren, den rechten Arm dabei ein wenig vom Körper abgespreizt und jederzeit schlagbereit.

Inspektor Suko wußte nicht, daß er ein Wesen vor sich hatte, wie er es mit anderen lebenden Skeletten nicht vergleichen konnte. Dieses hier wollte nichts von ihm. Ein Rest des unsichtbaren, menschlichen Geistes steckte noch in ihm.

Der Knöcherne hob die Klaue.

Suko verstand die Bewegung falsch. Er deutete sie als einen Angriff auf seine Person und reagierte.

Eine kaum zu verfolgende Bewegung mit der rechten Hand. Waagerecht schnitten die drei Riemen durch die Luft und wickelten sich in Taillenhöhe um die gelbweiß schimmernden Knochen.

Das Skelett wurde nach vorn gerissen und flog auf Suko zu, der zur Seite sprang und die Peitsche in Gegenrichtung bewegte, so daß sich die Riemen wieder lösten.

Das brauchten sie nicht, denn ihre magische Kraft hatte das Skelett in der Mitte geteilt. Zwei Hälften lagen auf dem Boden. Ein Teil der Knochen auf der Treppe, der zweite Teil davor.

Suko sah, wie sich die Farbe veränderte, wie die Knochen grau und unansehnlich wurden und von der Dichte her auch nicht mehr so stark waren, denn sie fielen zusammen und blieben nur als mehliger Staub liegen.

Bis auf den Kopf.
Der hielt sich länger, wobei Suko eine Idee kam, als er ihn anschaute. Er bückte sich, hob den Kopf an, behielt ihn in der linken Hand und steckte die Dämonenpeitsche weg. Der blanke Schädel fühlte sich kalt und irgendwie seifig an. Wahrscheinlich würde er sich auch verändern und zu Staub werden.
Mit einem Sprung stand Suko vor der Tür. Ein hartes Lächeln hatte sich in seine Mundwinkel gegraben. Er würde es den anderen schon zeigen, denn hier war er an der richtigen Adresse. Nicht allein daß Johns und sein Koffer im Wagen lagen, auch das Skelett war Beweis genug.
Er schellte.
Ein schrilles Geräusch hallte durch das Haus. Es mußte auch oben zu hören sein.
Suko vernahm Schritte, die sich näherten. Dann wurde die Tür aufgezogen. Eine ältere Frau mit rötlichen Haaren und lauerndem Blick starrte den Chinesen an.
»Was wollen Sie?«
»Gehört der Ihnen?« erkundigte sich der Chinese freundlich und hob seine Hand mit dem Totenschädel an…

***

Die Frau zuckte nicht einmal zusammen. Sie bewahrte ihre Fassung, was Suko mißtrauisch machte, denn jeder Mensch hätte sich beim Anblick eines Totenschädels erschreckt. Die Rothaarige jedoch nahm es gelassen hin. Nur ihre Mundwinkel verzogen sich spöttisch, als sie fragte: »Soll das ein Scherz sein?«
»Leider nicht«, erwiderte Suko. »Dieser Schädel gehört gewissermaßen zu Ihrem Hausstand.«
»Was erlauben Sie sich?«
»Ich wollte Ihnen wirklich nur das bringen, was Ihnen auch gehört«, klärte der Chinese die Frau auf.
»Verschwinden Sie!«
»Nein, das werde ich nicht«, antwortete Suko und ging vor, so daß der Frau nichts anderes übrigblieb, als zur Seite zu gehen. Das tat sie auch ohne Widerstand, so daß Suko das Gefühl hatte, in eine Falle zu tappen, denn die Frau redete zwar gegen seinen Eintritt, doch sie schien nicht wirklich dagegen zu sein.
»Was Sie sich erlauben, ist…«
»Polizei«, erklärte der Chinese. »Sogar Scotland Yard. Wollen Sie meinen Ausweis sehen?«
In den Augen der rothaarigen Alten blitzte es. Die Wangen zuckten, als sie sagte: »Nein, nicht nötig. Ich glaube Ihnen auch so.« Sie schloß die Tür.

Suko sah sich schnell um. Er befand sich in einem ziemlich engen Flur.

An dessen Ende führte links eine Treppe hoch. Geradeaus ging es zu den Wohnräumen. Die Bilder und das Mobiliar atmeten einen gewissen Mief aus, den man mit dem Wort spieß- und kleinbürgerlich umschreiben konnte. Und doch war es hier anders. Suko bezeichnete sich selbst als einen sensiblen Menschen, und er spürte die Gefahr, die innerhalb dieses Hauses lauerte.

»Ihr Besuch wird ja einen Grund haben«, sagte die Frau. »Oder ist es nur der komische Schädel, den Sie irgendwo gefunden haben.«

Suko lächelte. »Den habe ich nicht irgendwo gefunden, sondern in Ihrem Wagen. Als ich kam, stieg soeben ein Skelett aus dem Kofferraum. Das hier ist der Rest.«

»Ach, wirklich? Und wo befinden sich die übrigen Teile?«

»Sie sind zu Staub geworden.«

»Einfach so?« höhnte die Frau.

»Nein, nicht einfach so. Ich habe dafür gesorgt. Ich kann nämlich lebende Skelette nicht leiden«, gab Suko lächelnd zurück und hatte mit dieser Antwort ins Schwarze getroffen, denn die Frau preßte so hart die Lippen aufeinander, daß die beiden Hälften nur einen Strich bildeten.

»Aber deswegen bin ich gar nicht gekommen«, erklärte Suko. »Es hat einen anderen Grund gegeben.«

»Und welchen?«

»Es geht um Mord.«

»Damit habe ich nichts zu tun«, erwiderte die Frau sofort.

»Wer weiß, wer weiß, Gnädigste.«

»Und wer soll getötet worden sein?«

»Ein Mann. Von Beruf Vertreter.«

»Ich kenne keine Vertreter.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Sie haben den blauen Bentley auch nicht gelenkt. Es war wahrscheinlich Ihr Diener oder Sohn gewesen, kann ich mir vorstellen. Er war so freundlich, zwei Polizisten und diesen Vertreter mitzunehmen. Während mein Kollege und ich ausstiegen und ein lebendes Skelett verfolgten, blieb der Vertreter allein mit dem Fahrer zurück. Als ich die Straße erreichte, da sah ich den Vertreter wieder. Er war tot. Erschlagen lag er im Graben. Der blaue Bentley war fort und mit ihm sein Chauffeur. Irgend etwas stimmt da nicht, das werden Sie mir sicher bestätigen.«

»Und Sie meinen, daß mein Chauffeur der Mörder ist.«

»Er zählt zumindest zu den Verdächtigen.«

»Das ist völlig absurd und aus der Luft gegriffen«, sagte die Frau und schüttelte ihren Kopf.

»Kann ich trotzdem mit ihm reden?«

»Wenn Sie wollen.«

»Danke.«

Die Alte drehte sich um, wandte Suko ihren knochigen Rücken zu und ging einige Schritte vor. An der Treppe blieb sie stehen. Lauernd schaute sie die Stufen hoch.

»Serge!« Ihr scharfer Ruf peitschte nach oben.

Der Mann kam sofort. Zuerst sah Suko seinen Schatten. Der Chinese selbst war wirklich nicht klein zu nennen, aber gegen Serge kam er sich fast winzig vor.

Zudem stand Serge auf dem Podest und höher als Suko, aus diesem Grunde wirkte er noch größer. Er trug noch die gleiche graue Uniform wie in den frühen Morgenstunden, und er ging langsam die Stufen hinab, wobei eine Hand über das Geländer strich.

»Ach, halten Sie doch mal«, sagte Suko, drehte sich um und drückte der überraschten Lady Clarence den Totenschädel in die Finger. Kaum hatte sie ihn berührt, da veränderte er sich. Seine weißgelbe Farbe verschwand, sie bekam einen grauen Touch und auch die Festigkeit ging zurück. Auf einmal zerbröselte er zwischen den Fingern der Frau. Lady Clarence grinste dabei und drückte von beiden Seiten gegen die Reste des Schädels.

Staub rieselte zu Boden. Eine lange, gräulich schimmernde Fahne, die vor ihren Füßen liegenblieb.

Der Rest eines Skeletts… »Seltsam, nicht wahr?« fragte Suko. Diesmal klang seine Stimme spöttisch.

»Ja, nicht jeder Schädel zerfällt«, erwiderte Lady Clarence, und ihre Augen nahmen einen seltsamen Glanz an. Dabei bewegte sie den Kopf.

Suko sah es, er wußte allerdings nicht, daß die Bewegung ein Zeichen für Serge war.

Nicht nur ein Zeichen, sondern auch ein Mordbefehl!

Serge hatte die Treppe noch nicht hinter sich gelassen. Auf der Hälfte war er stehengeblieben. Locker lag seine Hand auf dem Geländer. Es war die linke, die rechte hatte er frei.

Lady Clarence machte es geschickt. Sie lenkte Suko ab, ging dabei ein paar Schritte zur Seite und begann zu sprechen, so daß Suko sie auch anschauen mußte und dem Mann auf der Treppe dabei den Rücken zuwandte.

Serge griff mit der freien Hand in die Tasche. Er holte weder ein Messer noch einen Revolver hervor, sondern ein kurzes Bleirohr, das an seinem Ende eine beulenartige Verdickung besaß und einen Gegner zertrümmern konnte.

Jetzt erst ging Serge weiter.

Aber auch er dachte nicht mehr an die Person, die sich ebenfalls noch in der ersten Etage aufhielt.

Es war Lady Sarah.

Sie hatte in ihrem Zimmer gelauert und natürlich auch gehört, wie geschellt worden war. Zu große Neugierde durfte sie nicht zeigen, sie lauschte allerdings in Nähe der Tür und vernahm die zweite bekannte Stimme.

Sie gehörte Suko.

Ein Leuchten trat in ihre Augen. John Sinclair in der Nähe und auch Suko. Die beiden Geisterjäger, wovon John Sinclair allerdings nicht voll einsatzfähig und verschwunden war.

An der Tür blieb sie stehen, horchte und drückte sie dann langsam auf.

Allerdings nur einen Spalt weit, Serge brauchte sie nicht zu sehen.

Der Mann stand im Flur. Durch einen Spalt sah Lady Sarah seinen breiten Rücken.

Noch tat er nichts, er lauerte und ging erst vor, als Lady Clarences stummer Befehl ihn erreichte.

Serge hatte überhaupt keine Veranlassung, einen Blick zurückzuwerfen.

Außerdem war die alte Dame für ihn keine Gefahr. Er hatte sie längst als harmlos eingestuft…

Lady Sarah wartete ab, bis er die Treppe erreicht hatte und nach unten schritt.

Dann erst verließ sie das Zimmer.

Serge wollte Suko töten. Das erkannte die Horror-Oma, als der Mann seinen Totschläger aus der Tasche holte. Zudem stand sie äußerst günstig, daß sie zwar Serge sehen, aber von unten nicht entdeckt werden konnte.

Sie hörte die Stimme der Frau. »Ich weiß nicht, was Sie wollen, aber Sie haben sich zuviel vorgenommen. Serge!« Beim letzten Wort überschlug sich ihre Stimme.

Und Serge stieß sich ab.

»Suko, Vorsicht!« gellte die Stimme der Horror-Oma…

***

Ich hätte ihn doch vorher vernichten sollen, denn nun war ich waffenlos.

Und der verdammte Ghoul machte mir den Eindruck, als hätte er heute noch nichts gegessen. Er hockte vor der Treppe, sein großer Kopf war mit einer Schleimschicht überdeckt, und der Schleim befand sich auch an seinem Körper, wobei er aus den Öffnungen der Kleidung quoll und das Wesen einen widerlichen Anblick bot.

Ich schluckte, blieb auf der Treppe stehen und sah im dünnen Strahl der Lampe, wie sich der Ghoul halb aufrichtete und mit seltsam rollenden Bewegungen die Stufen hinaufglitt.

Ja, er glitt, denn von gehen konnte man bei ihm nicht sprechen, da

die Schleimspur dafür sorgte, daß bei ihm alles wie geschmiert ablief.

Das Schmatzen und Hecheln kannte ich zur Genüge. Nicht zum erstenmal stand ich einem Aasfresser gegenüber.

Ich dachte an die magische Kreide. Vielleicht konnte sie mir helfen. Ein Ghoul war kein großer Dämon, er besaß kaum Macht und würde sich bestimmt durch eine Barriere aufhalten lassen, dabei mußte ich es nur geschickt anfangen.

Während er schon die zweite Stufe erreicht hatte, leuchtete ich an ihm vorbei und erlebte die erste Enttäuschung. Ich hatte damit gerechnet, hinter diesem Wesen einen trockenen Boden zu finden, doch der dünne Lichtspeer glitt über eine schwarze Fläche, die dort aufreflektierte, wo sie vom hellen Licht getroffen wurde.

Im Keller stand Wasser.

Pech für mich, denn so konnte ich hinter dem Ghoul keinen magischen Ring legen.

Jedoch zwischen ihm und mir. Die Kreide hielt ich bereits in der Hand.

Ich bückte mich, wobei ich das Geländer festhielt, um nicht zu fallen.

Dann streckte ich den Arm aus und zog vor mir auf der Stufe einen Strich.

Ich bin wirklich kein Magier und kannte kaum die Zeichen und Symbole, weil mir einfach die Zeit fehlte, mich damit zu beschäftigen. Doch einiges wußte ich dennoch.

Da gab es zum. Beispiel die Zeichen der Planeten. Die Gestirne selbst waren uralt, ebenso alt wie die Dämonen. Wie ich aus alten Büchern wußte, standen sie den Mächten der Finsternis nicht immer positiv gegenüber. Deshalb hoffte ich, mit einem Planetenzeichen den Ghoul zu stoppen.

Ich nahm das des Jupiters, und dies hatte seinen Grund. Das Jupiter-Zeichen hatte folgende Bedeutung.

Stoff besiegt von Intelligenz.

Der Ghoul war in diesem Falle der Stoff, ich die Intelligenz. Und ich malte über den Strich das Planetensymbol. Es sah aus wie eine Vier. Die normale Vier hat zwei senkrechte Balken, die durch einen waagerechten verbunden sind. Bei dem Jupiterzeichen war der linke, senkrecht verlaufende Strich eingebogen und erinnerte an eine neun, bei der die Schleife nicht geschlossen ist.

Es wurde auch höchste Zeit, daß ich dieses Zeichen aufmalte, denn der Ghoul befand sich nur noch eine Stufe davon entfernt. Als er hochkommen wollte, zog ich die Hand zurück.

Er hatte seine schleimige Klaue ebenfalls erhoben und wollte damit nach meiner Hand greifen. Mitten in der Bewegung stoppte er, denn die magische Sperre entfaltete ihre Wirkung.

Das Zeichen und der Strich begannen in einem düsteren Violett zu

leuchten. Zwischen ihnen und dem Ghoul baute sich ein Flimmern auf.

Eine regelrechte Wand bildete sich, die den Ghoul von einer weiteren Attacke abhielt.

Ich war geschützt.

Aber der Ghoul konnte sich weiterhin in die Tiefe des Kellers zurückziehen, deshalb sprang ich über ihn hinweg und zeichnete flink auf die Stufe hinter ihm ebenfalls das Symbol.

Jetzt war er eingekesselt.

Wie ein Häufchen Elend hockte er auf der Treppenstufe. Er konnte mir nur noch nachsehen, wie ich die Treppe überwand und vor ihr in der großen Wasserpfütze landete, die sich innerhalb des gesamten Kellerraumes ausbreitete. Das Wasser spritzte hoch auf, als ich mit beiden Füßen aufkam. Diese Hexe hatte von einer Nische gesprochen, in die man mich stecken wollte.

Okay, die mußte ich finden.

Hinter mir heulte und jammerte der Ghoul. Er hockte auf der Stufe und kam weder vor noch zurück. Ich wollte ihn dort so lange sitzenlassen, bis ich meine Beretta wiederhatte. Dann konnte ich ihn mit einer Silberkugel erledigen.

Gern hätte ich eine stärkere Taschenlampe gehabt. Da blieb der Wunsch der Vater des Gedanken, ich mußte mich weiterhin mit meiner Bleistiftleuchte begnügen.

Meine Füße platschten durch das Wasser. Spritzer flogen hoch. Wieder wurden meine Hosenbeine durchnäßt, das Wasser lief auch in meine Schuhe, das spielte jetzt alles keine Rolle, für mich war wichtig, die geheimnisvolle Nische zu finden.

Ich leuchtete die Wände ab. Sie sahen alt aus, dazu waren sie brüchig.

Der Zahn der Zeit hatte schwer an ihnen genagt. Feuchte Flecken.

Schimmel, dazwischen ein Zeug, das einen grünlichen Schimmer hatte, so sah ich die Kellerwände.

Nur die Nische fand ich nicht.

Als ich mir den Kopf an der Decke stieß, obwohl ich schon geduckt ging, blieb ich stehen. Während ich meinen Arm und mit ihm den dünnen Lampenstrahl schwenkte, da entdeckte ich die geheimnisvolle Nische.

Genau vor mir, wo die Decke schräg in einen schmalen Gang hineinlief, an dessen Ende die Mauer eingehauen worden war.

Schutt lag nicht mehr herum, aber ich sah die Öffnung und leuchtete hinein.

Sie war leer und doch nicht leer.

Ein geheimnisvolles Flimmern lag dort in der Luft. Kein helles, sondern ein schattenhaftes. Hier also hatte diese geheimnisvolle Hexe

gelauert.

Wenn ich mein Kreuz bei mir gehabt hätte, dann wäre es alles kaum ein Problem gewesen, aber so traute ich mich nicht näher an die Nische heran.

Die Magie erschien mir zu gefährlich.

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Hinter mir hörte ich weiterhin das Heulen und Jammern des Ghouls, unterbrochen von widerlichen Schmatzgeräuschen. Vor mir befand sich die mit starker Magie angefüllte Nische.

Da lauerte es!

Auch ich merkte den Dunstkreis des Bösen. Ich stellte fest, daß ich nicht mehr so konzentriert denken konnte, etwas Anderes, Fremdes wollte in mein Hirn. Es war wie ein Druck, und ich zog mich sicherheitshalber zurück.

Die Stelle hier war zu unheimlich.

Ich leuchtete wieder in den Keller hinein und sah schemenhaft den Ghoul auf der Treppe sitzen. Er hatte jetzt seinen gesamten Schleim abgesondert und wirkte wie ein übergroßes grüngelb schimmerndes Ei.

Eine schreckliche Gestalt.

Ich hatte die Nische entdeckt und konnte die Schwarze Magie darin nicht zerstören. Der Ghoul war auch gefangen, was also blieb mir noch zu tun?

Rückzug.

Allerdings hatte ich mitbekommen, wie die Kellertür abgeschlossen worden war. Wenn ich rauswollte, mußte ich sie eben aufbrechen, was schwierig sein würde, denn sie wirkte ziemlich stabil.

Vorhin hatte ich die dumpfen Geräusche nicht gehört. Erst als ich ein paar Schritte vorging, vernahm ich sie. Sie klangen jenseits der Kellertür auf, und ich hörte auch die wilden Schreie einer Frau. Irgendein Drama mußte sich in der Wohnung abspielen, ich dachte mit Schrecken an Sarah Goldwyn, doch meine Gedanken wurden abrupt unterbrochen, als die Kellertür wuchtig aus den Angeln gerissen wurde und auf die Treppe knallte.

Allerdings nicht nur sie, denn ihr folgte eine Gestalt, die kopfüber die Stufen hinabrollte, und ich erkannte, daß es Suko, mein Freund und Kollege, war…

***

Lady Sarahs Alarmruf erreichte den Chinesen fast zu spät, denn da befand sich der andere schon in der Luft, und er hatte seinen rechten Arm schlagbereit erhoben, um den mörderischen Totschläger auf Sukos Schädel zu schmettern.

Die Drehung sah aus wie bei einem Tänzer, als Suko zur Seite glitt

und dabei den Kopf einzog.
Er hörte den Totschläger pfeifen, so nah wischte er an seinem Gesicht vorbei und traf nicht seinen Schädel, sondern das Treppengeländer.
Mit unheimlicher Wucht hämmerte er gegen den Handlauf, dieses alte, massive Stück Holz, das er fast teilte. Das gesamte Geländer vibrierte, als der Totschläger eine dicke Kerbe hineinschlug und der Lack abspritzte wie winzige Plättchen.
Serge hatte soviel Schwung genommen, daß er sich selbst nicht mehr stoppen konnte. Er fiel über das Geländer und knallte zu Boden, wobei er sich allerdings über die Schulter abrollte und wieder auf die Füße kam, kaum daß Lady Clarences Schrei erklungen war.
Auch Suko hatte sich gefangen.
Er ließ den anderen noch hochkommen, und als er stand, erfolgte der Gegenangriff des Chinesen.
Suko sprang plötzlich in die Höhe, stieß dabei einen Schrei aus und wuchtete sich auf Serge zu, wobei er sein linkes Bein ausstreckte und die rechte Faust ebenfalls auf die Reise schickte.
Es war ein typischer Karatetreffer, der Serge auch gegen eine Kommode schleuderte, aber nicht von den Beinen riß. Dieser Riese fing sich wieder.
Wie ein nasser Hund die Tropfen wegschleudert, so schüttelte er den Kopf. Aus seiner Kehle drang ein tiefes Brummen, mehr mit dem Knurren eines Hundes zu vergleichen. Seine Lippen verzogen sich, und ohne Vorwarnung drosch er ein zweites Mal zu.
Suko sprang zur Seite.
Vor seinem Gesicht pfiff der Totschläger vorbei und hätte ihm fast noch das Kinn zertrümmert.
Dann kam der Tritt.
Hinterrücks und gemein. Suko sah ihn fast zu spät. Es gelang ihm kaum, abzudrehen, an der Hüfte wurde er gestreift und herumgeschleudert.
Nicht nur Serge sah Land, sondern auch Lady Clarence. Durch Schreie feuerte sie ihren Zerberus an, der weiterhin am Mann blieb und Suko mit einem Tritt erledigen wollte.
Die Handkante traf sein Schienbein. Serge war zwar ein Riese, aber er hatte keine Knochen aus Stahl. Mit diesem Konterschlag mußte ihn der Chinese empfindlich getroffen haben, denn Serge verzog das Gesicht zu einer Grimasse, und in seine Augen trat das Wasser. Plötzlich konnte er sich nicht mehr so rasch bewegen, und Suko holte zu einem neuen Hieb aus, den er auch abschoß.
Da riß Serge die Arme hoch. Er blockte diesen Schlag ab. Suko wurde gegen ihn getrieben, was Serge sofort ausnutzte und seine Waffe als Kopf einsetzte.
Er rammte ihn vor.

Er hatte einen ungemein harten Schädel und traf den Chinesen zwischen Hals und Brustbein. Auf einmal bekam Suko keine Luft mehr, er öffnete seine Deckung ein wenig und kassierte den nächsten Treffer am Kopf, der ihn herumwirbelte und gegen die Kellertür drosch. Mit der Frontseite knallte Suko davor. Er hörte alle Englein singen, denn beim letzten Fall hatte er auch einiges abbekommen, weil er von vier Männern auf einem alten Friedhof mit Knüppeln zusammengeschlagen worden war.[4]

Und jetzt wieder.

»Jaaa!« brüllte die Hexe. »Ja…«

Oben auf der Treppe stand Lady Sarah Höllenqualen aus, denn sie mußte mit ansehen, wie Serge sein gesundes Bein hob, um es dem Chinesen in den Rücken zu rammen.

Der Tritt hätte Suko das Kreuz brechen können. Daß er die Tür traf, war reines Glück, weil sich Suko instinktiv gedreht hatte und der Tritt ihn so verfehlte.

Er rammte statt dessen gegen die Kellertür. Es gab einen dumpfen Laut, dann splitterte das Holz in der Türmitte, und einen Sekundenbruchteil später dröhnte auch Serge gegen die Tür.

Sie zitterte in den Angeln.

Suko sah sofort seine Chance. Trotz der Schmerzen im Kopf fuhr er herum, packte den Mann, zog ihn an sich und wuchtete ihn vor, genau gegen die Tür.

Diesmal hielt sie dem Aufprall nicht stand. Sie wurde aus den Angeln gerissen, kippte nach außen und klatschte auf die Stufen. Doch Serge fiel nicht mit. Er breitete reaktionsschnell die Arme aus, stemmte sich am Futter ab und trat Suko die Beine weg.

Bevor sich der Chinese von dieser überraschenden Attacke fangen konnte, erhielt er von der Hexe einen Stoß in den Rücken, der ihn an Serge vorbei und hinein in den Keller schleuderte. Suko sah die Treppenstufen auf sich zukommen, zog den Kopf ein, prallte mit der Schulter auf und rollte kopfüber die Stufen hinab, wobei er mit dem Ghoul kollidierte, ihn umriß und sich seine Hand in den Schleim hineinwühlte, bevor der Ghoul von der magischen Barriere erfaßt und buchstäblich zerrissen wurde.

Er starb in dem allgemeinen Chaos, aber Serge und Lady Clarence lebten noch.

Trotz der Verletzung sah Serge seine große Siegeschance, denn ein Sturz über die Stufen der Treppe war so leicht nicht zu überwinden.

Er folgte dem Chinesen mit Riesenschritten und ausgebreiteten Armen, um endlich den Sieg für sich buchen zu können.

Nur hatte er einen vergessen.

Mich!

***

Ich hatte Angst um Suko, als er die Stufen hinunterrollte, in das Wasser klatschte und vor der Treppe liegenblieb. Er hatte einiges abbekommen, bewegte sich zwar, doch diese Bewegungen wirkten müde und gequält.

Sein Gegner hatte alle Vorteile.

Einen Totschläger hielt er in der Hand. Mit ihm wollte er Suko den Rest geben. Schnell ging er auch nicht die Treppe hinab, er humpelte, weil irgend etwas mit seinem Bein war. Mich hatte er noch nicht gesehen, er trat auf den schreienden und vergehenden Ghoul, und dann sprang ich vor, wobei ich mir den Schmerz in meinem rechten Fuß verbiß.

Allerdings riß ich den Arm hoch und leuchtete mit der Bleistiftlampe genau in das Gesicht des Mannes.

Der feine, scharf gebündelte Strahl traf seine Augen und blendete ihn.

Das genau irritierte den Koloß.

Mir aber gab es Gelegenheit, auf Suko zuzuspringen und mich über ihn zu beugen. Ich wollte seine Beretta haben, es blieb beim Wunsch, denn Serge war schon da.

Er hechtete auf mich zu.

»Ja, kill ihn auch!« brüllte die Hexe. »Verdammt, mach ihn fertig.«

Serge war ein Gebirge. Er wuchs förmlich vor meinen Augen hoch, sein Gesicht war eine wütende Grimasse, und ich sprang zurück, wobei ich beide Fäuste zusammenlegte, ausholte und sie wuchtig vorstieß.

Ausweichen konnte Serge nicht, weil er sich mitten im Sprung befand.

Mein Schlag hämmerte seitlich gegen seinen Kopf und riß ihn fast von den Schultern.

Serge, dieser menschliche Kampfroboter, wurde zu Boden geschleudert, überschlug sich dort, kam allerdings wieder auf die Füße und hielt plötzlich einen Dolch in der Hand.

Meinen Dolch.

Ein teuflisches Lachen drang aus seinem Maul. Man mußte schon Maul zu diesem Mund sagen. Die Augen glitzerten. Haß, Wut und Schmerz zeichneten sich dort ab. Die Lampe hatte ich fallen lassen, von der Tür her fiel genügend Licht in den Keller, obwohl Lady Clarence auf der Schwelle stand.

Serge kam.

Seine Bewegungen waren durch die Verletzung am Bein gehandicapt, aber er fintierte sehr geschickt. Für mich ein Zeichen, daß er mit dem Messer umgehen konnte.

Ich wich zurück, denn ich wollte auf keinen Fall durch meinen eigenen Dolch umgebracht werden.

Sein Atem war laut und keuchend. Immer wieder zuckte die Klinge auf mich zu und trieb mich zurück.

Verdammt, ich geriet in einen Teil des Kellers, der mir überhaupt nicht gefiel, denn in meinem Rücken befand sich die mit Schwarzer Magie angefüllte Nische.

Ich mußte einen Angriff riskieren. Hoffentlich machte da mein Fuß auch mit, denn durch die Verletzung konnte ich kaum treten. Das war es, was mich ärgerte.

Einmal gelang es mir, an ihm vorbeizuschauen. Ich sah, wie sich Suko aufrichtete.

Davon bemerkte mein Gegner nichts. Er kümmerte sich auch nicht darum, nur mich sah er.

Und dann hörte ich Sukos Schrei. Er klang auf, als ich bereits die bösen Gedanken spürte und abermals mit dem Kopf gegen die Decke schrammte.

»An die Wand, John!«

Freunde, wir waren aufeinander eingespielt. Wenn Suko so etwas brüllte, dann hatte es seinen Sinn.

Ich warf mich nach rechts vor die Mauer und hatte sie kaum berührt, als Serge einen ungeheuren Schlag in den Rücken bekam. Suko hatte sich mit seinem gesamten Gewicht gegen ihn geworfen und katapultierte den menschlichen Riesen nach vorn.

Serge wischte an mir vorbei, hieb mit dem Schädel gegen die Decke, wurde ein wenig gebremst, doch nicht aufgehalten, und so wuchtete er in die mit Schwarzer Magie angefüllte Nische, die eigentlich für Suko und mich gedacht war.

Serge drehte sich!

Selten in meinem Leben habe ich solche Schreie gehört. Der Körper klemmte förmlich in der Nische, und plötzlich wurde es dort hell.

Unheimliche Kräfte weiteten sich aus, sie rissen Serges Arme hoch, seine Beine wurden auseinandergezogen, und er stand in der Magienische wie ein menschliches X.

Sein Gebrüll hallte durch den Keller. Plötzlich glühte sein Körper. Ein schwarzroter Schein strahlte von innen ab, aber er verlöschte sofort, denn ein anderer Gegenstand kam voll zur Wirkung.

Mein Kreuz!

Ein grausamer Vorgang bot sich unseren Augen. Wir konnten durch den Mann schauen und sahen auch das Kreuz, das in seiner Tasche steckte.

Es war zu einem silbernen Lichtmeer geworden, und es kämpfte mit der Macht des Guten gegen die Magie an.

Serge geriet zwischen die Pole. Er wurde förmlich zerrissen. Beide Kräfte konzentrierten sich auf ihn und zerstörten ihn.

Plötzlich war von ihm nichts mehr zu sehen. Nur eine flirrende

Staubfigur stand noch in der Nische, dann war es vorbei.

Wir schauten gegen eine leere Wand, vor der mein Kreuz, der Dolch und die Beretta lagen.

Ich stürzte auf die Waffen zu, um sie an mich zu nehmen. Kaum hatte ich sie berührt, als ich einen markerschütternden Schrei vernahm.

Ich wirbelte herum.

Auf der obersten Treppenstufe stand Lady Clarence. Allerdings keine Frau mehr, sondern ein Monstrum.

Da die Magie, die sie am Leben gehalten hatte, zerstört war, wurde auch sie von dem Sog gepackt. Ihr Recht zu leben war verwirkt.

Wie eine Wilde drehte sie sich auf der Stelle im Kreis. Wir hörten ein Jaulen und Kreischen, liefen näher und blieben entsetzt auf halber Treppe stehen.

Das Heulen wollte fast unsere Trommelfelle zerstören, und die Frau drehte sich immer schneller. So schnell, daß wir sie fast nicht mehr erkennen konnten, sondern nur eine tobende, sich rasend um ihre eigene Achse drehende Windhose, die die Hexe regelrecht verschlang und sie aus dem Leben zog.

Sekunden später fiel auch der magische Wirbel in sich zusammen.

Zurück blieb nichts.

***

Ich lag auf der Couch. Lady Sarah kümmerte sich um meinen Fuß. Sie kannte sich im Haus aus, wußte, wo Verbandsmull lag und auch Pflaster.

»Das Pflaster reicht«, sagte ich.

»Ruhig, mein Junge, ich bin hier die Krankenschwester.«

Ich warf Suko einen gequälten Blick zu. Der Chinese grinste nur. Er kannte ja die Horror-Oma.

Sie hatte uns ansonsten auch gut bedient, schließlich war sie hier als Haushaltshilfe angestellt. Suko trank Wasser, ich ein kleines Bier.

Während sie meinen Fuß behandelte, erzählte sie die ganze Geschichte.

Endlich erfuhren wir die Zusammenhänge. Suko tat es nachträglich leid, daß er das Skelett zerstört hatte.

»Vielleicht war es besser so«, sagte ich.

»Bestimmt«, erwiderte Lady Sarah, obwohl gerade sie daran schwer zu knacken haben mußte.

»So, John, Sie können den Schuh wieder anziehen.«

»Wenn er noch paßt.«

Er paßte, allerdings konnte ich ihn nicht mehr zuschnüren.

Der Chinese war von Lady Sarah auch behandelt worden. Er hatte bei dem mörderischen Kampf einige Blessuren abbekommen.

Als ich mein Glas leerte, fragte ich: »Wollen oder werden Sie

irgendwann noch einmal Hausgehilfin spielen, Lady Sarah?«
»Nein, das ist vorbei.«
»Wieso, John ist doch Junggeselle.« Suko grinste. »Wenn Sie mal Langeweile haben, könnten Sie seine Wohnung putzen.«
»Soweit kommt es noch«, beschwerte sich die Horror-Oma. »Ich unterstütze doch nicht die Faulheit der Männer.«
Im Prinzip hatte sie recht. »Da ihr gerade von Faulheit sprecht«, sagte ich: »Es gibt bestimmt jemanden, der sich auf unseren Anruf freut.«
»Sir James!« sagte Suko.
»Und wie.«
Ich ging zu einem Telefon. Auftreten konnte ich, das war die Hauptsache. Sir James mußte wie ein Rabe auf seine Beute neben dem Telefon gelauert haben, denn er schnappte den Hörer, kaum daß es einmal richtig durchgeläutet hatte.
»Guten Morgen, Sir«, sagte ich.
»Sinclair«, knurrte er und nannte mich beim Nachnamen, was bei ihm auf schlechte Laune hindeutete. »Wo haben Sie sich eigentlich die ganze Zeit über herumgetrieben?«
»Wir waren hier und dort, haben einige Dämonen erledigt und sitzen nun in Hampstead zusammen mit Lady Sarah Goldwyn.«
»Und hier kocht die Suppe bald über!« knirschte Sir James.
»Wir ruhen uns auch nicht aus. Schließlich ist es uns in den letzten zwei Stunden gelungen; einige Zombies zu erledigen und eine Hexe gleich mit. Sie sehen, Sir, wir sind in Form, obwohl ich einen Dämon als Ahnherrn habe.«
»Das interessiert mich im Augenblick nicht. Darüber reden wir später. Auf Sie und Suko warten ganz andere Aufgaben.«
»Und welche, Sir?«
»Ihre Flugkarten liegen schon bereit, John.«
»Wo soll's hingehen?«
»Das sage ich Ihnen, wenn Sie im Büro sind. In der Nacht werden Sie starten.«
Ich dachte an meinen Fuß und seufzte: »Okay, Chef, was tut man nicht alles für seinen Boß und seine Königin…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 209 »Die Gruft mit dem Höllenauge«
[2]Siehe Gespenster Krimi Nr. 42 »Das Rätsel der gläsernen Särge«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 120 »Zombies im Bermuda-Dreieck«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 209 »Die Gruft mit dem Höllenauge«